



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

SECHSUNDZWANZIGSTER BAND
1996

LAMBERT SCHNEIDER · GERLINGEN

ÖFFENTLICHE SITZUNG
DES ORDENS
IN DER AULA
DER UNIVERSITÄT BONN
4. JUNI 1996

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENSKANZLERS

Exzellenzen, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich eröffne die diesjährige öffentliche Sitzung des Ordens Pour le mérite und möchte Sie alle herzlich willkommen heißen.

Der erste Gruß des Ordenskanzlers gilt sonst immer dem Protektor des Ordens, dem Herrn Bundespräsidenten. Leider mußte der Herr Bundespräsident seine Teilnahme an dieser Sitzung wegen einer Verpflichtung in Berlin absagen, aber er wird heute abend nach Bonn zurückkehren und die Ordensmitglieder in der Villa Hammerschmidt treffen.

Der Bundesminister des Innern, Herr Kanther, hat bereits gestern die Ordensmitglieder empfangen. Er bedauert, wegen anderer Termine an der heutigen Sitzung nicht teilnehmen zu können. An seiner Stelle begrüße ich den Parlamentarischen Staatssekretär, Herrn Dr. Waffenschmidt. Die administrative Betreuung des Ordens liegt seit seiner Wiederbegründung durch Theodor Heuss beim Bundesministerium des Innern und ist dort vorzüglich aufgehoben. Wir sind dafür sehr dankbar.

Ich begrüße Frau Ministerin Brunn, die in Vertretung des Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen an unserer Veranstaltung teilnimmt.

Ich heiße den Vizepräsidenten des Deutschen Bundestags, Herrn Dr. Hirsch, die Damen und Herren Bundestagsabgeordneten, die

Herren Parlamentarischen Staatssekretäre und die Herren Staatssekretäre sowie die Vertreter der Diplomatischen Missionen willkommen.

Ich begrüße die Vertreter der Kirchen und Glaubensgemeinschaften und freue mich über die Anwesenheit der Frau Oberbürgermeisterin der Stadt Bonn.

Ein besonderer Gruß und Dank gilt dem Hausherrn des Gebäudes, Seiner Magnifizenz dem Rektor der Universität Bonn, Herrn Professor Huber.

Wir freuen uns über das Interesse der Präsidenten der Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften an unserer Sitzung und begrüßen die Mitglieder des Wissenschaftsrates.

Persönlich begrüßen möchte ich die Hinterbliebenen unseres in diesem Jahr verstorbenen Ordensmitglieds Maria Wimmer. Leider ist es Frau van der Waerden, die Witwe unseres verstorbenen Mitglieds Bartel Leendert van der Waerden, nicht möglich gewesen, nach Bonn zu kommen. Wir werden die Verstorbenen stets in ehrender Erinnerung behalten.

Da wir in diesem Jahr wieder ein sehr dichtes Programm haben, verzichte ich nach der Begrüßung auf eigene Ausführungen, möchte aber meiner Freude Ausdruck geben, daß Professor Gordon Craig den heutigen Festvortrag halten wird. Herr Craig stammt aus Glasgow, Schottland, lebt aber seit seinem zwölften Lebensjahr in den USA. Ich möchte weder Gordon Craigs Lebensweg nachzeichnen noch seine zahlreichen Ehrungen aufführen, aber ein Wort zu seinen Beziehungen zu unserem Land sagen. 1935 hat Herr Craig als Student Deutschland zum ersten Mal besucht. Seit 1955 hat er Werke zur europäischen und speziell zur deutschen Geschichte veröffentlicht, Bücher, in denen er unsere Geschichte mit kritischer Sympathie betrachtet. Wir sind ihm für beides gleichermaßen dankbar, für seine Kritik und für seine Sympathie.

Nach dem Vortrag werden wir Ihnen die im vergangenen Jahr gewählten Mitglieder vorstellen. Dabei spricht die Laudatio auf Herrn Busmann in Abweichung von der Einladung Herr Albrecht Schöne in Vertretung von Herrn Hillebrecht, der schon eine Lau-

datio vorbereitet hatte und nun leider verhindert ist. Da auch Herr Katz verhindert ist, an unserer Tagung teilzunehmen, werde ich die von ihm verfaßte Laudatio auf Herrn Sakmann verlesen.

Wie schon erwähnt, hat der Orden auch im vergangenen Jahr Mitglieder verloren. Wir betrauern den Tod von Frau Maria Wimmer und Herrn Bartel Leendert van der Waerden und beginnen mit den Nachrufen auf die beiden verstorbenen Ordensmitglieder. Ich darf nun Herrn Gutbrod bitten, das Wort zu nehmen.

GEDENKWORTE

MARIA WIMMER

27. 1. 1911 – 4. 1. 1996



Barin Lumer

Gedenkworte für
MARIA WIMMER

von
Rolf Gutbrod

Liebe Familie Wimmer, verehrte Anwesende,

die Schauspielerin Maria Wimmer, die begnadete Künstlerin, die hohe Frau – edel, hilfreich und gut – ist nicht mehr bei uns.

Am 4. Januar 1996 gegen 19 Uhr ist sie – betreut von den ihr Nahestehenden – in einem Sanatorium im Schwarzwald sanft eingeschlafen. Dies große Herz hat aufgehört zu schlagen. Ihre Seele ist zurückgekehrt in eine geistige Welt, deren Botin sie in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr geworden war.

Am 27. Januar 1911 erblickte sie in Dresden das Licht der Welt, wuchs mit den Geschwistern in einer glücklichen Familie auf.

Früh zog es sie zum Theater, Schauspielerin wollte sie werden. Die Eltern waren dagegen, aber durch ein glänzendes Abitur überwand sie dieses Hindernis und folgte ihrer Berufung: Sie wurde »die Wimmer«.

Erste Erfolge stellten sich ein, man wurde auf sie aufmerksam. Sie spielte die großen klassischen Rollen: Gretchen, Agnes Bernauer, Iphigenie, Medea, Maria Stuart, Lady Macbeth, Minna von Barnhelm und viele andere. Sie arbeitete mit den besten Regisseuren

dieser Zeit und gehörte schon vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zur Spitzenklasse – bis alle Theater schließen mußten und die Kunst verstummte. Aber schon 1946, noch zwischen Trümmern, spielte sie Antigone und Iphigenie.

Mit dem 1949 aus der Verbannung zurückgekehrten Fritz Kortner als Partner stellte sie eine Laura in Strindbergs »Vater« auf die Bühne, wie sie noch keiner vorher gesehen hatte.

Dem ausgehungerten, niedergeschlagenen Publikum schenkte sie neue Hoffnungen, die sie dann auch in vielen weiteren Rollen in den Münchner Kammerspielen reich erfüllte.

Sie prägte das aus dem Nichts sich erhebende Nachkriegstheater mit, befeuerte die Mitspieler, gewann die Zuschauer, die ihr ihre Herzen öffneten. Man bat sie an alle bedeutenden Bühnen im deutschen Sprachraum.

Seit Ende der 50er Jahre gehörte sie keinem Ensemble mehr an, spielte als freie Schauspielerin, ging auf Tourneen und brachte Deutschland zurück, was als »entartete Kunst« oder als »nicht-deutsch« verstoßen oder verfemt worden war, dazu Stücke von Tennessee Williams, Eugene O'Neill, Thornton Wilder, Jean Giraudoux, Luigi Pirandello, Ödön Horvath und vielen anderen. Als Alice in Strindbergs »Totentanz« feierte sie ebenso Triumphe wie als Winnie in Becketts »Glückliche Tage«.

Was war das Besondere an ihrer Darstellung? Wenn Maria Wimmer Rollen übernahm, fing sie, wie sie sagte, immer wieder »bei Null« an. Sie wollte nicht Diva sein, drängte sich nie vor. Sie vertiefte sich in den Text, den sie »rein« halten wollte, versetzte sich in die Zeit, in der das Stück spielte, erfaßte die äußeren Umstände, die Beziehungen zu den anderen Figuren und verwandelte sich in die Darzustellende, bis sie diese lebendig auf der Bühne jedesmal neu erschuf.

Dabei half ihr ein wundervolles Sprachorgan, das ihr jeden Wunsch erfüllte, sie nie im Stich ließ, ihr unzählige feinste Nuancen erlaubte. Der Kritiker Schulze-Vellinghausen sprach von ihrer »Musikalität«, ihrem »Sprechen in Kadenz«, ihrem »kompositorischen Können«.

Als sie 1973 in den Orden Pour le mérite aufgenommen wurde, schien sie auf dem Höhepunkt ihres Wirkens. Keiner ahnte, wie viele noch folgen sollten. Maria Wimmer war seit der Gründung des Ordens 1842 die erste und einzige Repräsentantin der Schauspielkunst. Sie war eine der viel zu wenigen Frauen im Orden.

Sie brachte einen starken künstlerischen Impuls in unseren Kreis, wurde Leitfigur und Vorbild für die Gruppe der Künstler.

Auch die Geistes- und Naturwissenschaftler suchten das Gespräch mit ihr. Ihre Bildung, ihre Belesenheit, ihr Interesse am anderen, vor allem ihr Humor und ihre Fröhlichkeit, wurden respektiert und bewundert. Durch ihre Lesungen auf unseren Treffen, etwa aus Kleists Marionettentheater, aber auch durch Proben von Sarah Kirsch, Peter Handke, Heiner Müller eröffnete sie uns neue Perspektiven. Sie lud uns ein zu ihren Einpersonenstücken »Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe« (Peter Hacks) oder später zu Marty Martins »Gertrude Stein, Gertrude Stein, Gertrude Stein«. Das war echte Kunst.

Sicher hatte sie auch Schweres durchzustehen, aber im Rückblick erscheint ihr reiches Leben als ein Gesamtkunstwerk.

In Dr. Otto Seemüller, ihr verwandt im künstlerischen Geist, gelehrt, gebildet, der sich viel Zeit für sie nahm, sie beschützte und ihr kongenialer Ratgeber war, fand sie den Ehemann, der ihr bestimmt war, wie sie ihm. Mit ihm konnte sie jede Einzelheit, auch ihrer Arbeit, besprechen.

Noch einmal kehrte sie auf die Bühne zurück: Wer sie 1993 und 1994 in Salzburg erlebt hat, wie sie bei den Salzburger Festspielen als Volumnia in Shakespeare's »Coriolan«, die riesige Bühne der Felsenreitschule beherrschte, die Zuhörer kraftvoll in ihren Bann zog, wird das nie vergessen.

Der Bildhauer Hans Wimmer (namensgleich, nicht verwandt), sonst eher spröde, feierte sie zu Recht bei der Aufnahme in den Orden mit den begeisterten Worten als »Erweckerin der schlummernden Dichtergestalt, der Helferin und Vollenderin des Dichters«.

Für März dieses Jahres plante sie noch einmal aufzutreten in »Ithaka« von Botho Strauss. Es sollte nicht sein.

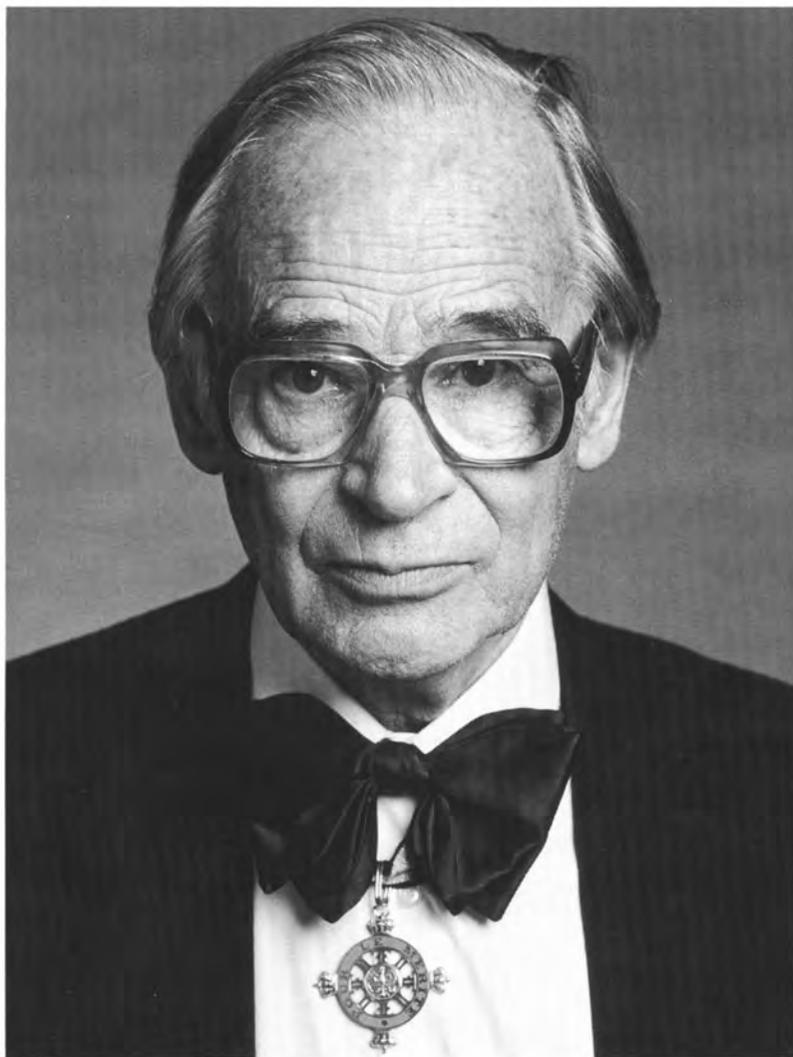
Die Trommelschläge der Freundin Robyn Schulkowsky, zu denen sie Sapphoverse gesprochen hatte, erklangen bei der Trauerfeier in München zur Erschütterung aller Anwesenden.

Es ist nicht üblich, aber zu Maria Wimmer paßt das Besondere ... lassen Sie uns als Zeichen unserer Dankbarkeit für alles Schöne, das sie uns und der Welt geschenkt hat, ein paar Minuten in absoluter Stille an diese große Künstlerin denken.

Danke.

BARTEL LEENDERT VAN DER WAERDEN

2. 2. 1903 – 12. 1. 1996



B L v d Waerden

Gedenkworte für

BARTEL LEENDERT VAN DER WAERDEN

von

Hendrik B. G. Casimir

Bartel Leendert van der Waerden, hervorragender Mathematiker und vielseitiger Gelehrter, starb am 12. Januar dieses Jahres, kurz vor seinem 95. Geburtstag. Seit 1975 hatte er als ausländisches Mitglied dem Orden Pour le mérite angehört. Er wurde 1903 in Amsterdam geboren und studierte Mathematik an der dortigen Universität. Im Jahre 1924 bestand er die abschließende Prüfung und pilgerte dann nach Göttingen, damals, unter Führung von Hilbert, ein wahres Mekka der neuzeitlichen Mathematik. Die Vorlesungen von Emmy Noether in Göttingen und nachher von Emil Artin in Hamburg – er war dort einige Zeit Assistent – waren für seine weitere Entwicklung von entscheidender Bedeutung. Den Doktorgrad erhielt er in Amsterdam im Jahre 1926, und 1928 wurde er zum Ordinarius an der Universität in Groningen ernannt. Drei Jahre später akzeptierte er einen Ruf nach Leipzig, und dort ist er bis zum Kriegsende geblieben.

Seine Doktorarbeit war der Auftakt zu einer langen Reihe von Abhandlungen über algebraische Geometrie, die für dieses Gebiet von grundlegender Bedeutung waren. Sie wurden 1983, anlässlich van der Waerdens 80. Geburtstages, in einem Sammelband neu

herausgegeben. Van der Waerden selber hat diese Arbeiten wohl als seine wichtigsten Beiträge zur reinen Mathematik betrachtet. Er hat auch auf anderen Gebieten der Mathematik Wertvolles geleistet, soll sich aber gelegentlich etwas darüber geärgert haben, daß man ihn oft in erster Linie als Verfasser des Buches »Moderne Algebra« kannte, ein Buch, dessen erste Auflage 1931 erschien und das die bis dahin schwer zugängliche Gedankenwelt von Noether und Artin klar und übersichtlich darstellt, aber kaum von van der Waerden selber herrührende, grundsätzlich neue Ergebnisse enthält.

Van der Waerden hat frühzeitig eingesehen, daß neue mathematische Begriffe in der theoretischen Physik ausgenützt werden können. Er schrieb ein Buch über Gruppentheorie und Quantenmechanik und trug bei zur Spinortheorie. Auch für die Geschichte der Quantenmechanik hat er sich interessiert. Ich habe ihn Ende der zwanziger Jahre kennengelernt, als mein Doktorvater Paul Ehrenfest ihn nach Leiden eingeladen hatte, um uns Physikern einiges über Gruppen und ihre Darstellung beizubringen. Auch heute erinnere ich mich, wie sehr ich von seinem klaren und lebhaften Vortrag beeindruckt war. Später habe ich ihn gelegentlich um Rat gefragt, wenn ich in einem mathematischen Problem steckenblieb. Er war hilfsbereit und großzügig. Einmal hat unser Briefwechsel sogar zu einer gemeinschaftlichen Abhandlung geführt.

1945 kam er nach Holland zurück. Er wurde von seinen Fachgenossen freundlich empfangen, aber Vorschläge, ihm ein Ordinariat anzubieten, wurden vom Kultusministerium vorläufig abgelehnt. Zwar wußte man, daß van der Waerden keineswegs ein Nazi war, aber – noch unter dem Eindruck einer unangenehmen Besatzungszeit – meinte man, ein Holländer hätte nicht während der Hitlerzeit in Deutschland bleiben sollen. Es dauerte bis 1950, bevor er ein Ordinariat – an der Amsterdamer Universität – erhielt. Im nächsten Jahr kam ein Ruf aus Zürich, und in Zürich ist er bis zu seinem Tod geblieben.

Ein neues Arbeitsgebiet hat ihn in späteren Jahren immer mehr gefesselt: die Geschichte der Mathematik. Schon 1950 erschien, zu-

nächst auf holländisch, kurz danach auch auf deutsch, sein sehr lesenswertes Buch über ägyptische, babylonische und griechische Mathematik. Es folgte eine Reihe von weiteren historischen Untersuchungen.

Solange seine zunehmende Schwerhörigkeit und seine abnehmende Mobilität es zuließen, hat er sich gerne an unseren Tagungen beteiligt, und es war immer anregend, sich mit ihm zu unterhalten. Auch im hohen Alter hatte er seine jugendliche Frische nicht verloren.

Die Februarnummer der Physikalischen Blätter ist zum Teil dem 100. Geburtstag von Friedrich Hund (geb. 4. 2. 1896) gewidmet. Dort findet sich in Faksimile ein mit fester Hand geschriebener, recht herzlicher Glückwunsch von van der Waerden, worin er betont, er habe von Hund die Physik der Atome und Moleküle gelernt. Es dürfte seine letzte Veröffentlichung sein, charakteristisch und, leider, posthum.

REDE VON
GORDON A. CRAIG

GORDON A. CRAIG

»GEDANKEN EINES HISTORIKERS AM ENDE DES
JAHRHUNDERTS«

Am ersten Tage des 20. Jahrhunderts erschien in der Zeitung *The Levant Herald and Eastern Express* ein Kommentar, in dem es hieß:

»Der 1. Januar 1901 ist für die Mehrheit der Menschen, die auf dieser Erdkugel leben, ohne jede Bedeutung. Der Gregorianische Kalender ist nur einer unter vielen ... Für die Türkei, für ganz Asien und für große Teile Afrikas wird das Jahr 1901 keine besondere epochale Zäsur markieren.«

Den Menschen der westlichen Hemisphäre erschien das Datum jedoch wichtig, als Etappe auf ihrem Weg durch die Zeit, als bedeutsame Zäsur, anhand derer sich die Vergangenheit taxieren und die Zukunft projizieren ließ, als Symbol für Geleistetes und neu zu Schaffendes. Sie ließen sich von ihm in Begeisterung und Euphorie versetzen. Robert Musil beschrieb in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* die Stimmung, die sich breit machte, als das 19. Jahrhundert sich seinem Ende näherte:

»Aus dem ölglaten Geist der zwei letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts hatte sich plötzlich in ganz Europa ein beflügelndes Fieber erhoben. Niemand wußte genau, was im Werden war; niemand vermochte zu sagen, ob es eine neue Kunst, ein neuer Mensch, eine neue Moral oder vielleicht eine Um-

schichtung der Gesellschaft sein solle. Darum sagte jeder davon, was ihm paßte. Es wurde der Übermensch geliebt, und es wurde der Untermensch geliebt; es wurden die Gesundheit und die Sonne angebetet, und es wurde die Zärtlichkeit brustkranker Mädchen angebetet; man begeisterte sich für das Heldenglaubensbekenntnis und für das Allermannsglaubensbekenntnis; man war gläubig und skeptisch, naturalistisch und preziös, robust und morbid; man träumte von alten Schloßalleen, herbstlichen Gärten, gläsernen Weihern, Edelsteinen, Haschisch, Krankheit, Dämonien, aber auch von Prärien, gewaltigen Horizonten, von Schmieden und Walzwerken, nackten Kämpfern, Aufständern der Arbeitssklaven, menschlichen Urpaaren und Zertrümmerung der Gesellschaft. Dies waren freilich Widersprüche und höchst verschiedene Schlachtrufe, aber sie hatten einen gemeinsamen Atem; eine Illusion, die ihre Verkörperung in dem magischen Datum der Jahrhundertwende fand. Durch das Gewirr von Glauben ging damals etwas hindurch, wie wenn viele Bäume sich in *einem* Wind beugen, ein Sekten- und Besserergeist, das selige Gewissen eines Auf- und Anbruchs, eine kleine Wiedergeburt und Reformation, wie nur die besten Zeiten es kennen, und wenn man damals in die Welt eintrat, fühlte man schon an der ersten Ecke den Hauch des Geistes um die Wangen.«

Um diese Stimmung zu demonstrieren und um die wunderbaren neuen Anfänge zu diskutieren, wurde eine Reihe großer Kongresse und Ausstellungen veranstaltet, wie 1900 in Paris oder 1904 in St. Louis. Letztere stand ganz im Zeichen der Debatte zwischen denen, die fürchteten, die moderne Zivilisation pfeife aus dem letzten Loch, und denen, die sie an der Schwelle zu einem epochalen Schritt in eine bessere Zukunft sahen. Die Pariser Weltausstellung von 1900 gab sich nicht so zwiespältig; ihr Leitmotiv war der Lobgesang auf die naturwissenschaftlichen und materiellen Fortschritte der letzten hundert Jahre. Fünfzig Jahre später, während des Zweiten Weltkrieges, las Ernst Jünger das Tagebuch des französischen Philosophen Léon Bloy aus dem Jahr 1900 und fand zu seinem Erstaunen, daß Bloy von der Weltausstellung und ihren

Hunderttausenden Besuchern völlig unbeeindruckt gewesen war und ihr die kalte Schulter gezeigt hatte. Moderne Technik hatte er gleichgesetzt mit dem Nahen einer Katastrophe. Im Automobil, das im Zentrum der Jubelfeier stand, hatte er nichts weiter als ein Vernichtungswerkzeug *par excellence* gesehen, ein Symbol der Flucht vor den alten Werten und einfachen Freuden und der Todessehnsucht, ebenso wie in der Lokomotive. Bloy war freilich nach Meinung Jüngers ein »antimoderner Eremit« *sui generis*. Die vorherrschende Zeitstimmung im Jahr 1900 war dagegen geprägt vom Stolz auf die technischen Errungenschaften, die Bloy geringschätzte, und von einem optimistischen Glauben an den Fortschritt. Das war die durchdringende Botschaft, die sich aus den Beiträgen von Natur- wie Geisteswissenschaftlern ergab. Als Lord Acton 1895 in seiner Antrittsvorlesung als Regius-Professor für Geschichte der Neuzeit in Cambridge auf das »bedeutsame und zentrale Element der vor uns liegenden Geschichtszyklen« zu sprechen kam, verkündete er: »Die Beständigkeit des Fortschritts, des Fortschritts in die Richtung einer organisierten und gesicherten Freiheit, ist die charakteristische Tatsache der modernen Geschichte und deren Tribut an die Theorie von der Vorsehung.«

Heute, da wir uns dem Jahr 2000 nähern, ist von der Freudetrunkenheit und Zuversicht, die vor hundert Jahren die Szene beherrschten, einiges abgeblättert. Unter den Gelehrten, die den Mut haben, ein Bild der Zukunft zu skizzieren, finden sich mehr Bloys als Actons. Wie ein von der American Academy of Arts and Sciences eingesetzter Ausschuß in einem Programmentwurf für eine Konferenz über Tendenzen am Ende des Jahrhunderts schrieb: »Die Idee einer Erschöpfung der Kultur, eines allgemeinen Werteverfalls, ist heutzutage in stärkerem Maße eine verbreitete und weniger eine auf gelehrte Köpfe beschränkte Ansicht, als sie es im letzten Fin de Siècle war.« Beim Ausblick auf die Zukunft denken viele an Robert Burns' Gedicht vom Pflüger, der versehentlich den Bau einer Feldmaus zerstört und das Tierchen zu trösten versucht, indem er sagt:

»But thou art blest compar'd wi' me,
The present only touches thee.

But, och! I backward cast my ee
On prospects drear!
An' forward tho I canna see,
I guess an' fear.«

Die heute vorherrschende Stimmung ist um so bemerkenswerter, als unser Jahrhundert doch immerhin einige erstaunliche Errungenschaften aufzuweisen hat; denken wir nur daran, wie sehr die Relativitätstheorie und die Ergebnisse der Kernforschung unser Bild von der Welt und vom Universum, dessen Teil sie ist, verändert haben, oder welche ungeheuren Fortschritte in Medizin, Physiologie und Chirurgie durch die Beiträge der Biophysik und Biochemie zur Klärung genetischer Zusammenhänge, zur Erforschung von Keimzellen und Drüsenfunktionen sowie vor allem zur Entdeckung der Vitamine, des Insulins und des Cortisons möglich geworden sind, oder denken wir an die Entwicklung so mächtiger antibakterieller Kampfstoffe wie des Penicillins, des Sulphapyridins oder der heutzutage für jedermann verfügbaren Antibiotika Streptomycin und Aureomycin; oder an die Entwicklungen in klinischer Neurologie und Psychiatrie, die uns verbesserte Möglichkeiten beschert haben, seelische Krankheiten zu behandeln und gegen bestimmte Formen antisozialen Verhaltens anzugehen; denken wir daran, wie die Fortschritte in Psychologie und Soziologie unserem Strafvollzug und unseren Schulen zugute gekommen sind oder wie viele Aspekte unseres Lebens – und auch unserer politischen Realität – durch die Erfindung und technische Perfektionierung solcher Dinge wie des Automobils (trotz Léon Bloy), des Flugzeugs, des Kinos, des Hörfunks und des Fernsehens revolutioniert worden sind. Ein Film voller phantastischer Entdeckungen ist vor unseren Augen abgerollt, von der Entschlüsselung der Doppelhelix-Struktur der DNA über die theoretische Rekonstruktion der Entstehung des Universums bis hin zu einer Serie atemberaubender technischer Innovationen, für die Namen geprägt wurden – Transistor, Laser, Supraleitung, Computer –, die vor hundert Jahren nach Science Fiction geklungen hätten. Nichts deutet darauf hin, daß dieser Strom an technischen Neuerungen seine Kraft verlieren wird. Im

Augenblick befinden wir uns inmitten einer, wie manche sagen, Informations-Revolution, von der heute noch niemand einzuschätzen vermag, wo sie uns hinführen wird.

Schwieriger zu bewerten sind die Errungenschaften, die das zu Ende gehende Jahrhundert in Kunst und Geisteswissenschaften hervorgebracht hat; die meisten von uns dürften darin übereinstimmen, daß es in der Bilanz dessen, was es an Romanen und lyrischer Dichtung, an Musik und Philosophie vorzuweisen hat, nicht so gut dastehen wird wie das vorausgegangene Jahrhundert. Unübersehbar ist, daß die führenden Köpfe auf diesen Gebieten ärmer an Zuversicht und Optimismus waren als ihre Vorgänger und daß in großen Teilen der Literatur unserer Zeit entweder der Zweifel daran, ob das Leben der Gesellschaft von Vernunft regiert werde, im Vordergrund stand (ein Gedanke, der in grellem Gegensatz zur Grundeinstellung der Naturwissenschaftler unseres Jahrhunderts steht), oder das Postulat, wir müßten die Beschränkungen der Vernunft überwinden, um einen Zustand höherer Freiheit zu erreichen (ein Gedanke, der in weiten Teilen für die Malerei des 20. Jahrhunderts bestimmend war).

Andererseits wäre wohl auch die Ansicht vertretbar, wir bräuchten uns eines Zeitalters nicht unbedingt zu schämen, das uns die Werke von Romanciers wie Proust, Joyce, Kafka, Thomas Mann, Hermann Hesse, Camus, Ignazio Silone und Günter Grass, von Dichtern wie Hardy, Yeats, Rilke, Hofmannsthal, Apollinaire, Frost, Achmatova, Celan und Seamus Heaney, von Komponisten wie Richard Strauss, Strawinsky, Schönberg und, um nur einen wichtigen Namen aus dem Jazz zu nennen: Duke Ellington, von Philosophen wie Heidegger und Wittgenstein hinterlassen hat.

Fast unnötig scheint es, aus der Reihe der Errungenschaften unseres Jahrhunderts die triumphale Selbstbehauptung der Demokratie und den weltweiten Siegeszug herauszugreifen, den sie antrat, nachdem sie zuvor jahrzehntelang von den konkurrierenden Weltanschauungen des Faschismus und Kommunismus bedrängt und bedroht worden war. Oft ist die Demokratie als das gefährlichste aller politischen Experimente bezeichnet worden, weil sie mehr als

jede andere Staatsform der Verwirrung und Entmutigung, der Angst und Politikverdrossenheit Vorschub leiste.

Doch als dann ihr Fortbestand selbst auf dem Spiel stand, erwies sich die Demokratie als zähe Kontrahentin; ihre freiheitliche Grundorientierung, ihr Bekenntnis zu Pluralismus und Menschenrechten, die Flexibilität ihrer verfaßten Institutionen, ihre Fähigkeit, Opfer zu bringen, und ihre eingebaute Fähigkeit, mit dem Wandel schrittzuhalten, all dies erklärt die Dominanz und Stabilität demokratischer Strukturen in Europa und Amerika, in Indien und Israel, und ihr schließliches Fußfassen auch in Südafrika und im Fernen und Nahen Osten.

Als einen der großen Erfolge der Demokratie sollten wir die Emanzipation der Frau werten, deren vorläufige Bilanz im September letzten Jahres anlässlich der Vierten Weltfrauenkonferenz in Peking gezogen wurde. Hundert Jahre ist es her, seit die Frauen begannen, im sogenannten tertiären Sektor der Volkswirtschaft der entwickelten Länder – in Büros, im Einzelhandel, in den Pflegeberufen oder im Bereich telefonischer Dienstleistungen – eine maßgebliche Rolle zu spielen. Dies sollte sich als eine der auffälligsten Entwicklungen unseres Jahrhunderts erweisen. Die 1930er und 1940er Jahre brachten den Beginn weiblicher Präsenz auch in den arbeitsintensiven Industriebranchen, und zwar sowohl in den gewerblichen als auch in den kaufmännischen Bereichen, wenn auch überall in subalternen Stellung und bei schlechterer Entlohnung als ihre männlichen Kollegen. Ein Wandel zum Besseren setzte hier erst ein, als immer mehr Frauen den Weg der höheren Bildung gingen; sie taten dies schließlich in so großer Zahl, daß zu Beginn des letzten Viertels des 20. Jahrhunderts in so unterschiedlichen Ländern wie den USA, Kanada, der DDR, Bulgarien oder Finnland der Anteil der weiblichen Studierenden fünfzig Prozent erreichte. Studienabschlüsse waren Eintrittskarten zu den gehobenen und freien Berufen. Einher mit dem Wandel der weiblichen Berufsbilder ging ein Wandel hin zu neuen Erwartungen und neuen Definitionen der politischen Rolle der Frauen. Es entwickelte sich eine machtvolle Bewegung für die Ziele der Gleichberechtigung und

Chancengleichheit; die Sanktionierung dieser Ziele ist zu einem sichtbaren Merkmal aller entwickelten Gesellschaften in der Schlußphase des 20. Jahrhunderts geworden. Wie es in der am 15. September 1995 verabschiedeten Pekinger Erklärung heißt:

»Wir sind überzeugt, daß die Ausstattung der Frauen mit Rechten und ihre volle Teilhabe an allen gesellschaftlichen Bereichen auf der Grundlage der Gleichberechtigung, einschließlich der Teilnahme an Entscheidungsprozessen und des Zugangs zu Machtpositionen, von grundlegender Bedeutung für das Erreichen von Gleichgewicht, Entwicklung und Frieden sind.«

Die Leistungen in den Naturwissenschaften und den schönen Künsten, der Siegeszug der Demokratie und die Emanzipation der Frau erscheinen mir bemerkenswert genug, um in dieser Zeit des ausklingenden Jahrhunderts wenigstens ein bescheidenes Maß an Optimismus zu rechtfertigen. Auf der anderen Seite werden wir tagtäglich an die dunkleren Seiten unseres Jahrhunderts erinnert, nicht zuletzt daran, daß auf die hehren Hoffnungen des ersten Jahrzehnts fast achtzig Jahre Krieg folgten, für den der Startschuß in Sarajevo fiel und für den nun wohl auch der Schlußvorhang in Sarajevo gefallen ist. Nur mit tiefer Traurigkeit erinnert man sich heute der Freude, mit der junge Europäer 1914 in die Katastrophe hineinstürmten; wie Bruno Frank reimte:

»Frohlockt, ihr Freunde, daß wir leben,
Und daß wir jung sind und gelenk.
Nie hat es solch ein Jahr gegeben,
Und nie war Jugend solch Geschenk!«

Clausewitz hat einmal geschrieben, es sei das Amt der Politik, zu verhindern, daß der Krieg zu seiner absoluten Form eskaliert. Es ist jedoch unbestreitbar, daß der Ausbruch der beiden größten Kriege unseres Jahrhunderts vor allem dem Abenteuerertum und der Hilflosigkeit der Politiker auf beiden Seiten zu verdanken war. Man fühlt sich an den alten schottischen Witz von den Sündern in der Hölle erinnert, die zum lieben Gott sagen: »Lord, we didna ken« [»Herr, wir wußten nicht«], worauf der Herr mit calvinistischer Logik versetzt: »Well, ye ken noo.« [»Nun, jetzt wißt ihr's«]. Tat-

sächlich begann es den Politikern erst nach dem fürchterlichen Blutbad des Ersten Weltkrieges zu dämmern, welche Konsequenzen das große Schlachten, das sie zugelassen hatten, nach sich ziehen würde. In F. Scott Fitzgeralds Roman *Zärtlich ist die Nacht* [*Tender is the Night*] führt eine der Figuren nach dem Krieg einige Freunde zu den Schlachtfeldern an der Somme. Er sagt zu ihnen:

»Seht ihr den kleinen Bach dort? – Wir könnten in zwei Minuten zu ihm hinlaufen. Die Briten brauchten eine Woche, bis sie ihn erreichten, ein ganzes Empire bewegte sich im Schnecken-tempo vorwärts; vorne wurde gestorben, von hinten nachgeschoben. Und ein anderes Reich wich sehr langsam zurück, ein paar Zentimeter pro Tag; die Toten blieben liegen wie eine Million blutiger Teppiche. Auf der Strecke blieben die Religion, die Jahre des Überflusses und der bombenfesten Gewißheiten und die glasklaren Verhältnisse, die zwischen den Klassen bestanden hatten.«

Der Verlust dieser Werte machte sich in der Zeit nach dem Weltkrieg bemerkbar – die Nachkriegs-Generation war weniger zuversichtlich, unsicherer in ihren Wertmaßstäben, weniger einmütig in ihren Reaktionen auf Herausforderungen und Gefahren. Das war keine Rezeptur für den Frieden, und so folgte denn auch der Zweite Weltkrieg nur zwanzig Jahre nach dem Ende des Ersten. Die Technisierung des Kriegsführens, die im Ersten Krieg eingesetzt hatte, wurde ohne Unterbrechung vorangetrieben und erreichte ein Niveau, auf dem es für die zivilen Machtinstanzen immer schwieriger wurde, das Heft in der Hand zu behalten: Die vernichtende Wucht moderner Waffentechnik zerschmetterte die Koordination zwischen Staatskunst und Kriegsführung, die im 19. Jahrhundert der Gewalt noch Zügel angelegt und sie dem politischen Willen untergeordnet hatte.

Der Zweite Weltkrieg demonstrierte eine unbändige Tendenz zur Totalität, symbolisiert durch Ortsnamen, mit denen sich eine Sequenz des Grauens verbindet: Warschau, Coventry, Auschwitz, Dresden, Hiroshima. Er zerstörte die internationale Ordnung und hinterließ den Überlebenden ein fragiles bipolares System, das sich

im Schatten der atomaren Drohung bewegte. Wenn man will, kann man Trost aus der Tatsache saugen, daß die Menschheit große Zurückhaltung beim Einsatz von Atomwaffen geübt hat. Im Jahr 1139 erklärte Papst Innozenz II. die damals neu entwickelte Armbrust zu einer »von Gott verabscheuten und für Christen ungeeigneten« Waffe und verbot ihren Gebrauch. Dieses Verdikt des Zweiten Lateran-Konzils wurde freilich bald dahingehend abgeschwächt, daß der Gebrauch der Armbrust im Kampf gegen Moslems erlaubt sei, und es dauerte nicht lange, bis Christen damit auch auf Christen anlegten. Wir haben es besser gemacht und es geschafft, über fünfzig Jahre lang den Einsatz nuklearer Waffen zu vermeiden. Doch die Bedrohung besteht fort, dank der Weiterverbreitung dieser Waffen in der Zeit des Kalten Krieges. In einer Rede, die Sidney D. Drell letzten Dezember in Hiroshima hielt, wies er auf die Gefahren hin, die in dem bei den Wissenschaftlern vorhandenen Know-how schlummerten, »konkret in den 40 000 bis 50 000 Sprengkörpern, die sich heute im Besitz von mindestens acht Staaten befinden, latent in den ehrgeizigen Plänen anderer, und durch Angst und Hoffnung verknüpft mit den sich wandelnden politischen Beziehungen zwischen Staaten mit und solchen ohne Atomwaffen«.

Hier lauert eine Krise ohne Präzedenzfall, eine Herausforderung an Wissenschaftler und Diplomaten am Ausgang unseres Jahrhunderts. Wie Drell es ausdrückte: »Unsere Fortschritte bei der Entzifferung des menschlichen Genoms konfrontieren uns mit ungeheuren ethischen, rechtlichen und gesellschaftlichen Fragen. Doch beim Umgang mit den thermonuklearen Massenvernichtungswaffen, deren Einsatz das Ende der Zivilisation bedeuten könnte, steht uns nur ein gefährlich enger Spielraum für Irrtümer zur Verfügung.« Viel wird von der Vertragstreue derjenigen atomaren und nicht-atomaren Staaten abhängen, die letztes Jahr das Abkommen über die unbefristete Verlängerung des Atomwaffensperrvertrages von 1970 unterzeichnet haben. Von entscheidender Bedeutung für den Erfolg wird sein, was bei den derzeit in Genf stattfindenden Verhandlungen über ein wirklich kompromißloses vertragliches

Verbot atomarer Tests herauskommt, dessen Ratifizierung für September 1996 vorgesehen ist. Präsident Clinton hat sich für dieses Abkommen bereits verbürgt, ebenso Boris Jelzin beim jüngsten Acht-Nationen-Gipfel im April in Moskau. Beide beharrten freilich auch auf ihrem Recht, den Vertrag aufzukündigen, »wenn sie sich in ihren vitalsten Interessen bedroht sähen.« Das könnte ein Signal dafür sein, daß noch Probleme ins Haus stehen.

Es sollte uns nicht überraschen, daß nach dem wirtschaftlichen Kraftakt des Kalten Krieges (der die Lebenskraft der Sowjetunion aushöhlte und auch schwer an den Ressourcen der USA zehrte) und nach den unendlichen Agonien von Vietnam und Afghanistan der Krieg in den westlichen Ländern unpopulär geworden ist und die Parole umgeht, er habe aufgehört, ein sinnvolles Mittel der Politik zu sein. Wie der amerikanische Politologe John Mueller vor nicht langer Zeit schrieb: »In der entwickelten Welt vermögen nur wenige, wenn überhaupt jemand, dem Krieg noch irgend etwas Attraktives oder Vorteilhaftes abzugewinnen; man hat sich angewöhnt, ein Ziel höher zu schätzen, das lange Zeit als unvereinbar mit dem Krieg galt: den Wohlstand.«

In dieser Aussage liegt ein Stück drolliger Naivität. Sie impliziert, daß unser Jahrhundert, das mit einem Kopsprung in den Krieg begann, gerechtfertigt als Ausweg aus dem Materialismus (so das von Bethmann-Hollweg ausdrücklich benannte Motiv), nunmehr den Krieg zu den Akten legt, indem es sich materiellen Werten verschreibt und sich den Wohlstand als höchstes Ziel erkürt. Ich argwöhne, daß die Sache so einfach nicht ist und daß auch entwickelte Länder gegen die Verlockung eines Krieges nicht gefeit sind, wenn sie ihren Wohlstand bedroht sehen, zum Beispiel durch die Gefährdung ihres Zuganges zu Rohstoffen, die die Grundlage dieses Wohlstandes bilden. So jedenfalls läßt sich der Golfkrieg von 1991 deuten.

Mueller und andere haben die zunehmende Irrelevanz des Krieges auch aus der Globalisierung der Weltwirtschaft abgeleitet, der damit einhergehenden Entstehung einer neuen internationalen Gesellschaft nicht-staatlicher Eliten und multinationaler Organisatio-

nen und dem Hervortreten komplexer Systeme wechselseitiger Abhängigkeit zwischen Staaten und Völkern, besonders im Wirtschaftsleben. Diese Entwicklungen erzwingen, so der Tenor der Argumentation, bereits heute die Abkehr von überkommenen Ansichten über wesentliche Grundzüge und Instrumente der internationalen Politik. Das mag sogar zutreffen, aber es wird Jahrzehnte dauern, bis daraus spürbare Veränderungen in bezug auf die Grundlagen des internationalen Systems erwachsen, das bis dahin auf den alten Gleisen weiterfahren wird.

Nicht außer acht bleiben sollte bei alledem die Tatsache, daß die Mehrzahl aller kriegerischen Auseinandersetzungen in der Welt von heute nicht *zwischen* Staaten stattfinden, sondern in deren Inneren, zwischen unzufriedenen Minderheiten und fanatisierten Nationalisten in Ländern wie Somalia, Ruanda, Bosnien, Tschetschenien oder Liberia. Um diese Bürgerkriege unter Kontrolle zu bekommen, müssen, zumindest im ersten Schritt, nicht-traditionelle Mittel angewandt werden, namentlich die von den Vereinten Nationen entwickelten und praktizierten Methoden wie präventive Diplomatie, Friedensstiftung und Friedensbewahrung; militärische Gewalt spielt dabei eine nachgeordnete, aber dennoch wesentliche Rolle.

In diesem Zusammenhang ist eine weitere historische Anmerkung zu unserem Jahrhundert am Platz; ihr Thema ist der Umstand, daß es uns trotz der schrecklichen Kriege, die uns heimgesucht haben, nicht gelungen ist, eine wirklich handlungsfähige internationale Organisation auf die Beine zu stellen. Das wackere Experiment Völkerbund scheiterte an der unzureichenden Beteiligung der Großmächte in den Aufbaujahren, an den Austritten der 30er Jahre und an dem unverhüllten Widerstand, den die britische Regierung lange Zeit von Austen bis Neville Chamberlain einer Gleichberechtigung der Mitgliedsstaaten in der Vollversammlung entgegensetzte.

Die Nachfolgeorganisation des Völkerbundes, die jetzt seit 47 Jahren besteht, während der Völkerbund es nur auf 20 Jahre gebracht hatte, hat unbestreitbare Erfolge erzielt. Vor gar nicht langer Zeit,

1988, erhielten die Friedenstruppen der Vereinten Nationen, nachdem dank UN-Vermittlung der Krieg zwischen Iran und Irak beendet worden war und UN-Kräfte den Rückzug der Kubaner aus Angola überwacht hatten, den Friedens-Nobelpreis. Andererseits schlug der Generalsekretär der UNO 1996 in einem Leserbrief an die *New York Times* Alarm, weil etliche Mitglieder, einschließlich der USA, mit ihren Beitragszahlungen so sehr im Rückstand waren, daß die Organisation Gefahr lief, am Jahresende mittellos dazustehen; um überhaupt weiterarbeiten zu können, müsse sie ihre Operationen zur Friedenserhaltung zurückschrauben, auf die Gefahr hin, die Erfolge der bis dahin geleisteten Arbeit in Ländern wie Haiti, Guatemala und Kambodscha aufs Spiel zu setzen.

Die Ironie ist grausam. Es ist gerade bei den Großmächten, die unter den Kriegen unseres Jahrhunderts so blutig gelitten haben, spürbar, daß man dort stärkste Ressentiments gegen die internationalen Organisationen findet. Die Rechtsparteien sowohl in Großbritannien als auch in den Vereinigten Staaten hegen ominöse und irrationale isolationistische Strömungen, die den Versuch, die Geschichte zu verneinen, repräsentieren.

Kehren wir aber noch einmal zu unserem eigentlichen Thema zurück. Das Council of Scholars der amerikanischen Kongreßbibliothek veröffentlichte 1993 eine Liste derjenigen Fragen, die seiner Empfehlung nach die Tagesordnung einer für 1997 geplanten Konferenz bestimmen soll, auf der darüber debattiert werden wird, wie gut das 20. Jahrhundert uns geistig auf den Eintritt in das nächste Jahrtausend vorbereitet hat. Eine dieser Fragen lautet:

»Warum ist unser Fortschrittsbegriff weitaus bedingter, ambivalenter, skeptischer geworden, als er es zu Ende des 19. Jahrhunderts war, so daß wir heute Zweifel daran hegen, ob neue Erkenntnisse mit Notwendigkeit Nutzen für die Menschen bringen?«

Man könnte auf die Idee verfallen, es sei womöglich die schiere Vertracktheit der uns am Ende des Jahrhunderts ins Haus stehenden Probleme, ihre Hartnäckigkeit – wenn nicht gar ihre Neigung, sich zu multiplizieren –, die, im Verein mit dem dumpfen Gefühl,

daß schmerzlichste persönliche Opfer gebracht werden müssen, ehe wir sie in den Griff bekommen können, dem durchschnittlichen Bürger eines westlichen Landes die Lust daran verleidet, sich rational mit ihnen auseinanderzusetzen, und ihn dazu verleitet, sie einem böswilligen Schicksal in die Schuhe zu schieben, das er weder in die eine noch in die andere Richtung beeinflussen kann. Das gilt sicherlich für das Problem der direkten und indirekten Kriege, das ich hier gestreift habe, und auf breiterer Ebene für die Tatsache, daß es in der Welt von heute buchstäblich von Waffen jeder Art wimmelt, deren bloßes Vorhandensein ein maßgeblicher Faktor für die Zunahme der Bürgerkriege und des internationalen Terrorismus sein dürfte.

Allein, so beunruhigend diese Probleme sein mögen, sie verblassen vor dem Hintergrund anderer, die man sich vor hundert Jahren noch gar nicht hätte ausdenken können. 1973 wiesen die Chemiker Rowland und Molina erstmals nach, daß die Emission von Fluor-Chlor-Kohlenwasserstoffen (FCKW) die Ozonschicht in der Atmosphäre schädigt; spätestens seit Anfang der 1990er Jahre ist allgemein bekannt, daß die Ozonschicht große Löcher aufweist, woraus sich, wenn es nicht gelingt, die Emissionen zu drosseln, früher oder später gravierende Folgen für die Umwelt ergeben werden. Zur gleichen Zeit begann man sich Gedanken darüber zu machen, daß das rasante globale Wirtschaftswachstum zur Quelle anderer ökologischer Schäden werden wird. Weltweit führt die Unersättlichkeit des modernen Kapitalismus zur Vernichtung von Wald- und Feuchtgebieten und bedroht die Existenz zahlreicher wildlebender Arten. Paul Ehrlich hat geschrieben, freilich nicht ohne heftige Kritik, daß die Welt an der Schwelle zu einer Periode absoluter Nahrungsknappheit steht, da die Gesamtbevölkerung der Erde noch vor Mitte des nächsten Jahrhunderts die Zehn-Milliarden-Marke erreichen könnte, wobei die westlichen Länder die meisten der Ressourcen verbrauchen, die die verarmten und sich stark vermehrenden Menschen in Asien, Afrika und Lateinamerika brauchen würden.

Was ist unter diesen Umständen die Bedeutung des Fortschritts? Wie können wir ihn definieren?

Im April 1914 ging ich zum ersten Mal nach Amerika an Bord des White Star Dampfers *Grampian* – Clyde Bank nach Montreal, Dauer 12 Tage. Im Juni 1935 ging ich zum ersten Mal nach Deutschland an Bord des Holland-American Dampfers RMS *Statendam* – Hoboken nach Rotterdam, Dauer 8 Tage. Ich kam dieses Mal nach Deutschland an Bord der Lufthansa, Flug 454 – San Francisco nach Frankfurt, Dauer zehneinviertel Stunden.

Das ist eine Art des Fortschritts, obwohl nicht im Sinne Lord Actons. Wir rasen durch die Welt und der Lohn unserer Geschwindigkeit und Rücksichtslosigkeit sind oft nur neue Sorgen, wachsende Unsicherheit und ein Verlust des Selbstvertrauens. Im Vergleich mit unseren Vorgängern im Jahre 1900 werden wir, wenn wir in das neue Jahrhundert eintreten, sicher nicht an der ersten Ecke den Hauch des Geistes um die Wangen fühlen. Das ist ein melancholischer Schluß zu diesen Bemerkungen. Aber für einen Historiker – oder zumindest für diesen Historiker – ist die Melancholie fast unvermeidbar.

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN
AN NEUE MITGLIEDER

Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler
HANS GEORG ZACHAU an

PETER BUSMANN, ERWIN NEHER,
HUBERTUS VON PILGRIM, BERT SAKMANN,
ROBERT M. SOLOW, ANDRZEJ SZCZYPIORSKI,
JACQUES TITS, NIKLAUS WIRTH

bei der öffentlichen Sitzung in der Aula der
Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn
am 4. Juni 1996

ALBRECHT SCHÖNE verlas die von RUDOLF HILLEBRECHT verfaßte
Laudatio auf PETER BUSMANN:

Verehrter Herr Bundespräsident,
meine Damen und Herren!

Den Architekten Peter Busmann als Mitglied des Ordens zu begrüßen und Ihnen vorzustellen, hatte der ihm fachlich nahestehende große alte Städteplaner Rudolf Hillebrecht übernommen. Er hat nun leider einen leichten Schlaganfall erlitten, so daß ihm seine Ärzte die Reise nach Bonn verbieten mußten. Aber er hat aufgeschrieben, was er hätte sagen wollen, und hat mich gebeten, Ihnen das vorzutragen.

Wenn ich das jetzt tue, sehe ich, was Sie selber dabei nicht wahrnehmen können: eine Handschrift, die notgedrungen zu erkennen

gibt, welche Anstrengung Herr Hillebrecht sich damit zugemutet hat. Deshalb möchte ich, nach dem Vorlesen, dem neuen Träger des Pour le mérite diese Blätter geben. Über das hinaus, was da aufgeschrieben ist, stellen sie für sich selber eine ungewöhnliche Auszeichnung dar.

»Sehr geehrter Herr Busmann,

mir ist die Ehre zuteil geworden – und ich freue mich darüber – heute im Namen des Ordens einige Worte der Begrüßung an Sie richten zu dürfen und Sie zugleich vorstellen zu können.

Sie sind als Architekt im Kölner Raum kein Unbekannter. Mit Ihrem Partner, Herrn Godfrid Haberer, haben Sie viele und ihrer Funktion nach recht verschiedenartige, in ihrer Gestaltung aber alle höchst bemerkenswerte Bauten errichtet. Einer der letzten, den ich erwähnen möchte, ist der Erweiterungsbau der Landesvertretung von Nordrhein-Westfalen im Bonner Regierungsviertel, wohl auch der letzte Bau, den Bonn als Hauptstadt zu verzeichnen hat.

»Man soll die Jahresringe sehen« haben Sie einmal gesagt, und zwar im Hinblick auf Ihre Arbeitsweise und Ihre Art, an eine Aufgabe heranzugehen. Nun, das habe auch ich getan. Und da ragt unter Ihren zahlreichen Arbeiten eine gestalterische Leistung von hohem künstlerischen Rang hervor: die Neugestaltung des Bereichs zwischen dem Chor des Kölner Doms und dem Ufer des Rheins. Im Zusammenhang mit dem Bauvorhaben des Wallraf-Richartz-Museums haben Sie eine Lösung vorgeschlagen, durch die der Domhügel mit dem Chor wieder in eine sinnfällige Beziehung zum Rheinufer gebracht wird – eine großartige Lösung! Ich darf in Erinnerung rufen: die sicherlich gut gemeinte Ausrichtung der Hohenzollernbrücke mit der Eisenbahn auf den Kölner Dom im 19. Jahrhundert beeinträchtigt das Stadtbild und insbesondere den Ufer- und Dombereich erheblich. Aus vielen Gründen konnte die Zerstörung der Brücke im Zweiten Weltkrieg nicht zu einer neuen und anderen Lage der Brücke benutzt werden. Nun steht für den Dombereich eine Lösung in Aussicht, die unter allen Gesichtspunkten als glücklich zu bezeichnen ist. Es gibt zwar noch diese und jene Detailfrage zu klären – und ich nehme mit dieser Lauda-

tio keine Stellung dazu –, aber die von Ihnen, Herr Busmann, geplante Neugestaltung des Bereichs zwischen Domchor und Rheinufer bleibt von deren Beantwortung hoffentlich unberührt. Wir wünschen Ihnen eine baldige Verwirklichung der Pläne.

Ich heiÙe Sie heute als Mitglied unserer Gemeinschaft herzlich willkommen!«

Herr BUSMANN erwiderte folgendes:

Liebe Frau Dieckmann, liebe Frau Brunn, Exzellenzen, meine Damen und Herren,

insbesondere Ihnen, Herr Ordenskanzler und liebe Ordensmitglieder, möchte ich meiner Freude Ausdruck geben, daß sie mich für würdig gehalten haben, in Ihren Kreis aufgenommen zu werden. Für diese außerordentliche Ehre sage ich meinen Dank.

Mich freut besonders, daß ich als Architekt der Tradition des Ordens entsprechend in den Kreis der geehrten *Künstler* einbezogen werde.

In diesem Licht bekommt die Auszeichnung über meine Person hinaus ein besonderes Gewicht, wenn Sie bedenken, daß der Begriff *Baukunst* dabei ist, aus dem deutschen Sprachschatz zu verschwinden. In den einschlägigen Gesetzen ist er jedenfalls nicht mehr zu finden. Wir Architekten haben immer größere Mühe, von unseren Auftraggebern, seien sie öffentlich oder privat, mit der so wichtigen künstlerischen Oberleitung während der Bauzeit beauftragt zu werden.

So verkörpere ich als Mitglied des Ordens für Wissenschaften und Künste die Hoffnung, daß die Wertschätzung der Arbeit aller Architektinnen und Architekten als *Baukunst* in unserer Gesellschaft, in deren ureigenstem Interesse, wieder die Basis bekommt, die sie in der Vergangenheit gehabt hat.

Ich möchte an dieser Stelle aber auch ein Wort des ganz persönlichen Dankes und Respektes an den von mir verehrten Kollegen Professor Rudolf Hillebrecht richten. Seine Worte, die mich über

seinen Brief und den Mund von Professor Schöne soeben erreicht haben, haben mich tief bewegt.

Und noch eins: ich stände hier nicht ohne die jahrelange loyale Partnerschaft meiner Freunde Godfrid Haberer und Alfred Bohl. Bei ihnen und allen Mitarbeitern und Kollegen im Bauturm Köln und bei allen Bauherren und Freunden, die mich bei meinem Engagement unterstützt haben, möchte ich mich bedanken, vor allem aber bei meiner Frau, der Schauspielerin Vreneli Busmann.

MANFRED EIGEN sprach die Laudatio auf ERWIN NEHER:

Herr Ordenskanzler, meine Damen und Herren!

Den Fachkollegen ist vor allem der Doppelname »Neher-Sakmann« ein Begriff, etwa wie dem der griechischen Mythologie kundigen: »Castor und Pollux«. Von Castor und Pollux geht die Sage, daß sie durch ihr Auftreten Menschen aus Not, etwa auf hoher See oder im Kriege, befreien. Neher und Sakmann haben durch ihr gemeinsames Auftreten die Neurowissenschaften aus einer Stagnation befreit. Ihre Leistung ist in der Neurobiologie vergleichbar mit der Entwicklung der Sequenzanalyse, die es uns gestattet, die Information einzelner Gene abzulesen. Aber hier wie dort handelt es sich nicht um einen Doppelnamen, sondern um zwei Namen: Erwin Neher *und* Bert Sakmann, und in diesem Falle auch keineswegs um Zwillinge, wie Sie an ihrem grundverschiedenen Äußeren erkennen. Darüber hinaus sind sie durchaus irdischer Herkunft und schon längst treten sie nicht mehr als Paar in Erscheinung. Erwin Neher ist in Göttingen verblieben, Bert Sakmann nach Heidelberg enteilt. So werden beide auch heute getrennt vorgestellt. Ich habe die Ehre, meinen Kollegen vom Göttinger Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie heute in den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste einzuführen.

Erwin Neher ist seiner Herkunft nach Physiker. Das bezeugen drei akademische Grade: zwei von der Technischen Universität München (1965 und 1970) und ein »master of science« von der Univer-

sität von Wisconsin. Seit 1973 arbeitet Erwin Neher an dem 1972 inaugurierten, neuen Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie in Göttingen. Biophysikalische Chemie, welche ein Wortungemüß. Physik macht darin nur noch ein Drittel aus; dies gilt sowohl für die Arbeit des Instituts als auch der von Erwin Neher. Sein Mentor war zunächst Hans Kuhn, ein Forscher physikalischer Prägung, jedoch interessiert am Verhalten einzelner Moleküle in äußerst dünnen Schichten, einschließlich Lipidmembranen, wie sie als Isolatoren für einzelne Nervenfasern typisch sind. Gleichzeitig arbeitete Bert Sakmann an physiologischen Problemen (Synapsen) in der Abteilung von Otto Creutzfeldt, dem leider so früh verstorbenen großen Neurobiologen. Immerhin den großen Triumph seiner Schüler konnte er noch kurz vor seinem Tode in Stockholm persönlich miterleben. Die inzwischen angebahnte Zusammenarbeit von Neher und Sakmann sollte bald zu einem unerwarteten, riesigen Erfolg führen, über den sie 1986 in der Zeitschrift *Nature* berichteten. Die Stichworte lauten: Ionenkanäle in Nervenfasern und patch clamp-Methode. Die patch clamp-Methode machte es möglich, die durch einzelne Ionenkanäle erfolgenden elektrischen Entladungen, Grundlagen der Informationsverarbeitung in Nervennetzwerken, direkt meßtechnisch zu erfassen. Die Kunde ging wie ein Lauffeuer um die Welt. So hörte ich davon zuerst von einem französischen Kollegen: Jean Pierre Changeux, der sich durch die Erforschung des Rezeptors für den neuronalen Botenstoff, Acetylcholin, einen Namen gemacht hat. Als ich ihn fragte, wen man außer ihm zu einem Seminar einladen solle, das der Altmeister David Nachmansohn angeregt hatte, schaute er mich mit einem schrägen Blick an: Are you kidding, the best people in the world are in your Göttingen Institute.

Doch nun möchten Sie wissen, was es mit Ionenkanälen und patch clamp auf sich hat.

Was sind Ionenkanäle?

Ein wesentliches Charakteristikum der Nervenzelle ist ihre elektrische Erregbarkeit. Informationsverarbeitung und Kommunikation innerhalb des zellulären Netzwerks unseres Gehirns basieren auf

dieser Eigenschaft. Elektrochemische Impulse steuern die Ausschüttung von chemischen Substanzen, die ihrerseits die durch die Impulse übermittelte Information strukturell fixieren. Wesentlich hierbei ist, daß die Zelle eine Membran besitzt, die das Innere gegenüber der Außenwelt chemisch, das heißt in bezug auf Materieaustausch, und elektrisch, das heißt in bezug auf – durch elektrische Felder steuerbare – materielle Ladungsträger, abschirmt. Dieser Austausch muß regelbar sein, das heißt, er muß ein- und abschaltbar sein: die Membran ist »erregbar«. Es hat sich herausgestellt, daß eine solche elektrische und chemische »Erregbarkeit« leichter durch spezifische Kanäle innerhalb der Membran als durch eine homogene, globale Eigenschaft der Membran realisierbar ist. Das bedeutet, die Membran kann – steuerbar – ein idealer Isolator oder ein Leiter sein.

Man kann solche Ionenkanäle heute auch direkt nachweisen. Sie bestehen aus transmembranen (sehr großen) Proteinmolekülen, die chemisch »steuerbar« sind und dabei ihre Struktur ändern. Stellen Sie sich also zwei Konformationen vor, die eine ist für Ladungsträger durchlässig, die andere nicht. Experimentelle Evidenz für das Vorhandensein solcher Ionenkanäle wurde erstmalig von unserem Mitglied Bernard Katz und seinem Mitarbeiter Ricardo Miledi am University College in London erbracht. Sie fanden, daß die Leitfähigkeit von Nervenmembranen nicht homogen, sondern stark fluktuierend ist, und daß die Fluktuationen durch bestimmte chemische Substanzen angeregt oder unterdrückt werden können. Molekulare Kanäle, die von Protein-Molekülen gebildet werden, sind außerordentlich winzig. Ihr Durchmesser ist von der Größenordnung eines Millionstel Millimeters. Wie lassen sie sich nachweisen? Hier kommen wir zum zweiten Stichwort: »patch clamp«. Patch, das ist ein kleiner »Flecken«, clamp ist eine »Klemme«, eine Elektrode. Man muß also die Elektrode, mit deren Hilfe man die Oberfläche einer Nervenmembran abtastet, genügend klein machen. Dann wird man an den Stellen, an denen die Membran ein idealer Isolator ist – bei Anlegen einer elektrischen Spannung – keinen Strom messen, dagegen jedoch in solchen »Flecken«, die einen Kanal einschließen, sehr wohl einen Strom registrieren.

Gesagt – getan! Neher und Sakmann gelang es, Kapillare, deren Öffnung kleiner als ein tausendstel Millimeter ist, zu erzeugen und mit diesen Kapillaren Nervenmembranen abzutasten. Doch der Erfolg blieb aus. Bedenken wir einmal. Eine physiologische Kochsalzlösung enthält pro Milliliter ca. 10^{20} – das ist 100 x Millionen x Millionen x Millionen – Ladungsträger in der Form von Natrium oder Chlor-Ionen. Durch den Kanal können pro Sekunde maximal einige Millionen Ionen fließen, das ist weniger als ein Bruchteil von einem Millionstel mal einem Millionstel. Mit anderen Worten, was man registriert, sind einfach Störungen. Der eigentliche Effekt ist viel zu klein. Fachlich gesprochen, der Widerstand der Meßvorrichtung müßte »unendlich« groß sein, um derartig kleine Ströme meßbar zu machen. Aber was heißt »unendlich«? Wir sollten uns klar machen, daß »null« und sein Kehrwert »unendlich« Abstraktionen des menschlichen Geistes sind. Nicht die Physiker, sondern die Mathematiker haben sie erfunden. Aber in der Wirklichkeit gibt es sie nicht. »Unendlich« im Falle der Ionenkanäle stellte sich als nur hundertmal größer als der in der Meßanordnung von Neher und Sakmann realisierbare Wert heraus. Und sie überlisteten die Natur mit einem einfachen Trick. Sie saugten etwas von der fluiden Membran in die Kapillarelektrode ein, und der Widerstand änderte sich um Größenordnungen. Die Ionenkanäle wurden meßbar und ihre Steuerbarkeit durch chemische Substanzen konnte eindeutig nachgewiesen werden. Sie werden nun sagen: Und dafür gibt man einen Nobelpreis? Alle großen Ideen erweisen sich als einfach. Gerade deshalb sind sie genial. Aber das kann man erst im nachhinein feststellen. So ist es mit der Erfindung des Rades gewesen. Oder mit der Sequenzanalyse, mit deren Hilfe wir heute die Information von Genen lesen können. In diese Kategorie gehört die »patch clamp«-Methode von Neher und Sakmann, mit der man nun die interne Informationsverarbeitung im menschlichen Gehirn belauschen kann. Daß dies nicht trivialer Natur ist und manche zusätzliche geniale Leistung erfordert, wird die nachfolgende Laudatio von Bernard Katz deutlich machen. Lieber Erwin Neher; Ich heiße Sie im Orden Pour le mérite aufs herzlichste willkommen.

Herr NEHER dankte mit folgenden Worten:

Herr Staatssekretär,
Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren,

ich empfinde es als Glück und Ehre, in den Orden aufgenommen zu werden. Dies bedeutet für mich Anerkennung und es bedeutet, eingebunden zu sein in eine große Tradition. Die Naturwissenschaft setzt sich zum Ziel, die Vorgänge in uns und um uns zu verstehen als Folge einfacher Gesetzmäßigkeiten. Sie versucht, ein möglichst überschaubares Bild zu entwerfen der Dinge und Abläufe, mit denen wir leben. Der einzelne Wissenschaftler, der sich dieser Aufgabe verschrieben hat, muß sich notgedrungen mit den Einzelheiten der untersuchten Phänomene beschäftigen. Nur eine Vertiefung ins Detail ermöglicht es, den Dingen »auf den Grund zu gehen«. – Ihnen, lieber Herr Eigen, herzlichen Dank dafür, daß Sie so anschaulich aufgezeigt haben, mit welchen Details wir uns beschäftigten.

Der Orden war seit seiner Gründung eine Heimat für viele Personen, die es vorzüglich verstanden haben, Details unseres Weltbildes aufzuklären. Er war aber auch eine Stätte des Austausches darüber, als auch über die Zusammenhänge, in denen sie stehen. Er ist ein Ort der Diskussion über die Grenzen der Disziplinen hinweg, damit sich die einzelnen Fakten zum ganzen Bild formen – zu einem Verständnis der Welt, in der wir leben und über die wir reden und schreiben. In diesem Sinne bin ich den Mitgliedern des Ordens gegenüber dankbar, mich in ihren Kreis aufgenommen zu haben.

BERNARD ANDREAE sprach die Laudatio auf HUBERTUS VON PILGRIM:

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler,
sehr verehrter Herr von Pilgrim,
meine Damen und Herren!

In meiner Jugend, als ich das ungeheure Faszinosum der abstrakten Kunst erlebte und für eine endgültige Wende hielt, – hätte man mir damals gesagt, daß ich einmal vor einem so erlauchten Kreise einen zeitgenössischen Schöpfer gegenständlicher Kunst begrüßen dürfte, so wäre ich vollkommen ungläubig gewesen. Nicht nur, weil eine so ehrenvolle Aufgabe mir nicht am entferntesten Horizont erschien, sondern weil ich fest davon überzeugt war, daß große moderne Kunst ungegenständlich sein müsse.

Ein erster Zweifel war mir allerdings gekommen, als mir in den fünfziger Jahren der damalige Direktor der Vatikanischen Museen, dem ich diese Ansicht in jugendlichem Eifer vortrug, erklärte, das könne schon deshalb nicht richtig sein, weil zwei wesentliche Aufgaben der Kunst dann nicht mehr erfüllt werden könnten: die religiöse Kunst und die Kunst des Porträts.

Inzwischen haben die Künstler selbst uns gezeigt, daß sie auf ihren Gegenstand nicht grundsätzlich verzichten wollen. Hubertus von Pilgrim hat es mit seinem vielleicht bekanntesten Werk, dem Porträt Konrad Adenauers, hier in Bonn dargetan.

Und doch war etwas nicht ganz falsch an der Einsicht, daß die Entdeckung der abstrakten Kunst eine neue Zukunft eröffnete. Man kann nicht davon absehen! Betrachtet man das Porträt Adenauers genauer, so sieht man, daß es aus abstrakten Formen aufgebaut ist, die allein der Phantasie und Gestaltungskraft des Künstlers entsprungen sind. Die Kunst des Hubertus von Pilgrim ist tief durch die Erfahrung der abstrakten Kunst hindurchgegangen. Wenn man gesehen hat, wie er ein Thema der religiösen Kunst, einen Crucifixus, gestaltet, dann wundert man sich, wie aus Tonknollen bemerkenswerte Gebilde sich formen von großer eigener Schönheit, die in ihrer Gesamtheit schließlich, in unerwarteter

Weise, die unendliche Tiefe des dargestellten Geheimnisses evozieren. Man sieht den Gekreuzigten, aber die Form hat man nie zuvor gesehen.

Daß Hubertus von Pilgrim ein Großer in seiner Kunst ist, jenes ebenso Bestimmte wie Unbestimmbare hat, was wir als Gabe bezeichnen, das kann man unmittelbar und unmißverständlich erfahren, wenn man ihm, der nicht nur Bildhauer, sondern auch Stecher ist, bei der Arbeit mit dem Grabstichel auf der Kupferplatte zusehen darf. Hier gibt es keine Möglichkeit der Verbesserung. Jeder Strich eines Kupferstichs, das heißt, jede Furche, die der Stichel durch die reine, wie ein Spiegel glänzende Platte drückt, ist endgültig. Man sieht nur Linien von vollkommener Eigenart, die sich notwendig aneinanderfügen und ganz am Ende zu einer Figur verbinden. Diese ist im Sinne moderner Kunst nicht abstrakt, sondern konkret. Eine nicht der Natur nachgeahmte, sondern vom Künstler – als Schöpfer – der Welt geschenkte Gestalt.

Solche Gestalten von Hubertus von Pilgrim kennen wir an vielen Orten in Deutschland, in Europa und Amerika, in Kirchen, auf öffentlichen Plätzen, auf den Straßen, in den Parks, auf den Gräbern unvergessener, durch den Bildhauer erkannter und interpretierter Persönlichkeiten. Tief eingeprägt hat sich mir das Bildnis auf dem Grab des großen Historikers der Neuzeit Thomas Nipperdey.

Zu meinem Besitz darf ich selbst zwei Arbeiten des Künstlers zählen, eine frühe Radierung: Olevano, jene durch die Deutschrömer bekannte Gebirgslandschaft in Latium, an der ich zum ersten Mal die wunderbar sicheren Linien des Hubertus von Pilgrim lange und wiederholtermaßen betrachten konnte. Darüber hinaus die jüngst in Zusammenhang mit der inzwischen weltberühmten Bronzegruppe des Todesmarsches von Dachau geprägte Medaille. Hubertus von Pilgrim ist, außer Stecher und Bildhauer, auch Medaillegraveur von Rang. Dieses auch in einer Medaille vervielfältigte Werk lehrt, wie viel in der Kunst seit der Entstehung der Bronzegruppe der Bürger von Calais von Rodin geschehen ist, auf welche die Gruppe Pilgrims über Moore und Zadkine in eigenständiger Formung zurückzugreifen scheint.

Im Werk des Künstlers fällt auf, welche Bedeutung er mit seiner Formgewalt der Schrift gibt. Sie ist, auch dort, wo sie nicht den Namen selbst nennt, seine Signatur, und sie sagt noch tiefer als die Worte selbst aus: »Gejagt haben sie mich, gejagt wie einen Vogel, die mir Feind waren ohne Ursach«. Die Gruppe steht inzwischen in allen Gemeinden zwischen Dachau und dem Alpenrand, durch die jener furchtbare Todesmarsch vor fünfzig Jahren ging. Auch die Stadt der Hoffnung dieser Menschen, Jerusalem, hat eine Replik gießen lassen. Mit diesem Thema nimmt Hubertus von Pilgrim die erschütternde Botschaft seiner in die Betonwand von Dachau gepreßten Lager der Häftlinge auf, die an die Grablegen römischer Katakomben erinnern.

Doch über Kunst, sei sie so tragisch, wie diese Bilder aus den Konzentrationslagern oder so fröhlich wie die Brunnen Pilgrims, soll man eigentlich nicht reden, außer in ihrer Gegenwart. Dafür ist der Künstler hier selbst gegenwärtig. Was glauben Sie, lieber Herr von Pilgrim, was das für einen Archäologen bedeutet, der von Berufs wegen nur mit toten, oft sogar ihres Namens verlustig gegangenen Künstlern dialogisieren muß? Deshalb lassen Sie mich mit einem persönlichen Wort schließen. Nicht nur die beiden Kunstwerke, von denen ich sprach, auch die Briefe, die wir gewechselt haben, und die Gespräche, die wir führten, sind mir Besitz für immer. Ihre tiefe Menschlichkeit, die Sie zu einem hochverehrten Lehrer der Kunst macht, Ihre kraftvolle Sprache, die man auch in dem visibile parlare, dem sichtbaren Sprechen Ihrer Werke und ihrer wie bei dem größten aller möglichen Beispiele in den Sand geschriebenen Schrift vernimmt, Ihre ganze Persönlichkeit, sind ein Geschenk an uns alle, für das heute öffentlich gedankt sei.

HERR VON PILGRIM dankte im Folgenden für seine Wahl in den Orden:

Mein Vater hatte mir meinen Großonkel zum Paten bestimmt, einen lebensfrohen, schicksalsergebenen, jedenfalls sehr unerschrockenen Rittmeister. Der war für seinen kühnen Einsatz mit dem

Pour le mérite im Ersten Weltkrieg ausgezeichnet worden. So hatte ich seit meiner Kindheit einen frühen Begriff von dem Rang des Ordens.

Frau Ministerin, Herr Staatssekretär, Magnifizienz, Herr Ordenskanzler, meine Damen und Herren,

Sie alle könnten einwenden, daß der draufgängerische Kavallerist Ernst Hammacher einer anderen Kategorie zugehöre als der der Wissenschaften und Künste. Nun habe ich bei meiner sehr persönlichen Reminiszenz nicht die gemeinsame historische Wurzel der beiden Ordensklassen im Sinn als vielmehr ein gemeinsames Element, die Unerschrockenheit. Dabei vergesse ich aber nicht das bittere Wort des Philosophen Karl Löwith, der anmerkte, daß es doch wohl kein Zufall sei, daß der Begriff Zivilcourage im Deutschen ein Fremdwort sei. Das war 1958 über uns, die deutsche Professorenschaft, gesagt. Damals wurde ich erst eingeschult und bräuchte den Vorwurf nicht auf mich zu beziehen, der sich dennoch mir eingebrannt hat. Auch habe ich Löwith milder, wenn auch in der Sache nicht weniger entschieden, in Erinnerung aus jener Zeit, als der verehrte Hans-Georg Gadamer, der heute leider nicht hier ist, seinen alten Marburger Weggefährten nach Heidelberg aus der Emigration geholt hatte. – Ich hatte sowohl bei Gadamer als auch bei Löwith gehört in jenen Jahren, als Erich Heckel mein erster künstlerischer Mentor war.

Auch setze ich nicht jede Zeit, jede Herausforderung, jeden Preis für eine furchtlose Haltung gleich. Dennoch meine ich, ob Soldat, Forscher oder ob Künstler: in den entscheidenden Phasen unseres Tuns sind wir einsam, auf uns allein gestellt.

Nennen Sie die von uns geforderte Tugend Unerschrockenheit, Zivilcourage oder einfach Mut – oder, wie die alten Griechen sagten, *he andreia*. Daß nun gerade Sie, verehrter, lieber Bernard Andreae, – *nomen est omen* – mir diese so wunderbare *Laudatio* halten, erfüllt mich mit tiefer Freude! So nehme ich diese Auszeichnung als ein Zeichen der Ermutigung und danke Ihnen sehr herzlich!

HANS GEORG ZACHAU verlas die Laudatio von SIR BERNARD KATZ auf BERT SAKMANN:

Verehrter Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren!

Es macht mir besondere Freude, Herrn Bert Sakmann als neu gewähltes Mitglied in den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste einzuführen. Bert Sakmann ist ein hervorragender und international hoch geschätzter Physiologe. Ich halte es für bemerkenswert, daß fast 70 Jahre vergangen sind, seit der letzte deutsche Physiologe in den Orden gewählt wurde. Das Gebiet »Physiologie« wurde im 19. Jahrhundert von deutschen Forschern etabliert; es wurde begründet von Männern, die hier im Lande angesehene wissenschaftliche Schulen aufbauten, zu denen Forscher aus der ganzen Welt hinströmten. Wenn wir die Liste der Ordensmitglieder durchblättern, finden wir – während des 19. Jahrhunderts – eine glanzvolle Reihe von großen Namen. Ich nenne nur Johannes Müller, Hermann von Helmholtz und Carl Ludwig. Das ging so weiter bis 1916, als ein Helmholtz-Schüler, Johannes von Kries, gewählt wurde. Und dann – hörte es auf. Wir stehen vor einem sehr langen Intervall, einer Lücke, die nur unvollständig durch die Wahl von zwei ausländischen Physiologen geschlossen wurde, von Sir Henry Dale im Jahre 1955 nach einem Zeitraum von 39 Jahren, und mir selber, nach einem weiteren Abstand von 27 Jahren. Ich halte es für erfreulich und genugtuend, daß wir nach so langer Zeit mit Herrn Sakmanns Ordenswahl eine Erneuerung der ruhmreichen Tradition deutscher Physiologen sehen.

Mein Vergnügen, Herrn Sakmann hier einführen zu können, wird dadurch erhöht, daß er ein junger »alter Freund« ist. Wir trafen uns zum ersten Mal 1968, bei einem Symposium in Varenna am Comer See. Das war die Gelegenheit, bei der er sich entschloß, in unsere Abteilung am University College zu kommen. Ich erinnere mich, daß er dabei finanziell durch ein winziges Stipendium vom British Council unterstützt wurde. Er verbrachte einige Jahre bei

uns. Er war hoch geschätzt von allen, die ihn kennenlernten und mit ihm zusammen im Labor arbeiteten, und das war nicht nur wegen seiner ansteckenden Vitalität, seiner wissenschaftlichen Begeisterungsfreude, seiner großen Geschicklichkeit und Einsicht im Experimentieren, sondern weil es uns allen nach kurzer Zeit klar wurde, daß er einer der sympathischsten Kollegen war, den man sich wünschen konnte. Schon während dieser Lehrjahre in England gelang es ihm, wichtige Entdeckungen zu machen und hochinteressante Probleme im Gebiet der neuromuskulären Physiologie zu lösen. Nach seiner Rückkehr verfolgte er diese Arbeiten weiter in Professor Otto Creutzfeldts Abteilung im Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie in Göttingen. Und dann tat er sich mit Erwin Neher zusammen zu einem großartigen Projekt, der Entwicklung der berühmten »patch clamp«-Technik, über die wir ja schon etwas von Herrn Eigen gehört haben. Das Resultat dieser Zusammenarbeit führte sofort zu internationaler Anerkennung und schließlich zum Nobelpreis in Physiologie und Medizin im Jahre 1991. In gewissem Sinn war es ein technologischer Erfolg, aber das Motiv der beiden Forscher war ein ganz definiertes physiologisches Ziel. Sie wollten eine Methode entwickeln, die es ihnen erlaubte, grundlegende wissenschaftliche Fragen zu beantworten; sie wollten wissen, auf welche Art und Weise ein Überträgerstoff, eine Transmittersubstanz, so wie Azetylcholin, Ionenkanäle in der Oberflächenmembran der lebenden Zelle öffnet und schließt, und dadurch die Funktion der Zelle kontrolliert. Mit ihrer Methode gelang es Neher und Sakmann, die Existenz solcher Ionenkanäle und ihre Funktionsweise, wenn sie von einzelnen Wirkstoffmolekülen aktiviert wurden, direkt zu demonstrieren. Es gelang ihnen, die Öffnung einzelner Kanäle auf dem Kathodenstrahlbild direkt sichtbar zu machen. Das war ein gewaltiger Fortschritt im Gebiet der Biologie und Medizin, der vergleichbar ist mit der historischen Sichtbarmachung von atomaren Teilchen durch die Physiker am Anfang des Jahrhunderts. Der Einfluß dieser Entdeckungen auf das ganze Gebiet der Biomedizin war enorm und verbreitete sich weit über das Feld der Neurophysiologie hinaus, aus dem sie ja ursprünglich

entsprangen. Ich zitiere eine Aussage eines amerikanischen Nierenphysiologen L. G. Palmer, der schreibt: »Die patch clamp-Technik hat eine Revolution in der Elektrophysiologie hervorgerufen ... Die patch clamp-Methode erlaubt uns, die Funktion eines einzelnen Proteinmoleküles zu beobachten, während dieses Molekül sich in seiner normalen Umgebung in der lebenden Zelle befindet. Das ist eine Errungenschaft in der Biologie, die meines Wissens einzigartig ist.«

Bert Sakmann hat seine führenden Arbeiten auf diesem Gebiet mit großem Erfolg weiter fortgesetzt. In den letzten Jahren hat er seine elektrophysiologischen Forschungen mit biochemischen Methoden kombiniert, um die Veränderung der Ionenkanäle, die durch gezielte Mutation des Rezeptorproteins verursacht werden, zu studieren. Weiterhin gelang es ihm, die besondere Anwendbarkeit der patch clamp bei der Erforschung von Zellstrukturen im Zentralnervensystem zu benutzen. Solche Strukturen sind meist viel zu klein, um sich durch andere Methoden erforschen zu lassen, und die Sakmannsche Methodik eröffnet einen neuen Zugriff auf die Arbeitsweise von Nervenzellen im Gehirn.

Schließlich möchte ich erwähnen, daß Herr Sakmann, ungeachtet seines dichten Forschungsprogramms, vielen Kollegen, die aus der weiten Welt zu seinem Labor kamen, um die Tricks seiner Methode zu lernen, in großzügiger und sehr geduldiger Weise geholfen hat.

Herrn Sakmann wurde die Freude und große Genugtuung zuteil, klinische Anwendungen seiner Entdeckungen zu sehen. Die Entdeckung defekter Ionenkanäle durch die patch clamp-Methode hat bereits zu einer tieferen Kenntnis der Pathogenese ernster Krankheiten geführt und wird voraussichtlich in wirksameren therapeutischen Maßnahmen resultieren. Wir haben hier ein Beispiel der fast unvermeidlichen praktischen Anwendbarkeit grundlegender Entdeckungen auf dem Gebiet der Physiologie.

Meine Damen und Herren. Ich nehme an, daß Sie mit mir einig sind, Herrn Sakmann im Orden Pour le mérite willkommen zu heißen. Wir gratulieren ihm zu seinen Leistungen und wünschen ihm weiteren Erfolg und viel Vergnügen in seiner Arbeit.

Herr SAKMANN dankte mit folgenden Worten:

Herr Staatssekretär,
Frau Minister,
Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren!

Ich betrachte meine Wahl in den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste zum einen als eine hohe Auszeichnung, für die ich den Mitgliedern des Ordens danke. Zum anderen sehe ich darin eine Gelegenheit, dazu beizutragen, ein gutes Verhältnis zu unseren europäischen Nachbarn zu schaffen und der Pflicht aller Deutschen nachzukommen, den aus Deutschland vertriebenen Emigranten und deren Nachkommen mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln zu helfen.

Meine Freude über die Aufnahme in den Orden wird durch die anerkennenden Worte von Manfred Eigen und Bernard Katz gesteigert.

Manfred Eigen hat vor 25 Jahren das Institut für biophysikalische Chemie gegründet, und nur unter den Arbeitsbedingungen dieses Instituts war es möglich, die gemeinsame Arbeit mit Erwin Neher zum Erfolg zu führen.

Bernard Katz ist einer der Väter der molekularen Physiologie. Alles, was wir herausgefunden haben, verdanken wir am Ende ihm. Vielen Dank!

HERBERT GIERSCH sprach die Laudatio auf ROBERT M. SOLOW:

Ökonomen im Orden waren früher eher selten bis knapp. Von Seltenheit zeugen die zwei Vertreter der »Dismal Science« bis zum Ersten Weltkrieg: Friedrich Benedikt Wilhelm von Hermann (1861–1868) und – dreißig Jahre nach ihm – Gustav Schmoller (1899–1917). Knapp, mit Vornamen Georg Friedrich, folgte als dritter (1916–1926), angesehen als Autor einer »Staatlichen Theorie des Geldes« (1905), einer Theorie für das Geld also, das der

Staat sich selber schaffen und so auch reichlicher machen kann. Unschätzbar wertvoll für den Orden, das darf man vermuten, war Knapp wohl als Vater von Elli Heuss-Knapp, der Gattin unseres ersten Bundespräsidenten, der den Orden nach 1945 wieder aufleben ließ. Auf die Zahl vier bringt uns Alfred Weber (1954–1958), wenn man auf seine »Industrielle Standortlehre« abstellt, und auf sechs kommt man mit den zwei Wirtschaftswissenschaftlern, die als Ausländer kooptiert wurden. Luigi Einaudi (1956–1961) und – 16 Jahre danach – Friedrich August von Hayek (1977–1992).

Dem Träger von Hayeks Ordenszeichen kommt es heute zu, einen neuen ausländischen Ökonomen einzuführen, den dritten in der historischen Perspektive. Nach meiner Kenntnis kann es ebenfalls höchstens das dritte Mal sein, daß zwei Wirtschaftswissenschaftler sich zu solchem Zwecke begegnen. Möglicherweise ist es sogar eine Premiere.

Was derart knapp bemessen ist wie ein Platz in diesem Orden, läßt kaum Spielraum für fachliche Duplizität. Aufzuspüren war daher eine Forscherpersönlichkeit mathematisch-ökonomischer Denk- und Arbeitsweise mit Lebensmittelpunkt im Ausland, hochdekoriert nicht nur daheim, sondern auch in Stockholm, in der ganzen Fachwelt anerkannt und ausgestattet mit einer breiten Wissensgrundlage für den interdisziplinären Brückenschlag. Und es sollte das neue Mitglied außerdem auch der deutschen Sprache mächtig sein.

Hätte man in Fachkreisen umfassend eruiert, wer alledem am meisten entspräche, so wäre das Ergebnis wohl kaum anders ausgefallen als die Wahl, die der Orden recht spontan getroffen hat. Persönlich berührt mich als besondere Freude, daß Robert Solow wohl der erste gebürtige Amerikaner war, der mir je im Leben begegnete, damals 1948, als er im Salzburg-Seminar der *Harvard-University* als Assistent von Wassily Leontief in den Vordergrund trat. Und es fällt nicht schwer zu bezeugen, daß er mir für eine großartige Wissenschaftler-Laufbahn prädestiniert schien. Andere hat er in ähnlicher Weise beeindruckt.

Seinen Weg seit damals ist er in enger Verbundenheit mit seiner Gattin gegangen, seiner ersten Frau, wie er listig sagt. Wissen-

schaftlich ergab sich eine fruchtbare Kooperation mit Paul Samuelson – Tür an Tür, wie man weiß, am *MIT*. Jahrzehntlang machten beide ihre Fakultät (ihr *Department*) zum Gal der Neoklassik in der Wirtschaftswissenschaft. Eine Pilgerfahrt dorthin gehörte lange Zeit zum Pflichtteil eines Amerika-Besuchs hoffnungsvoller Nachwuchs-Wissenschaftler. Zwei Söhne von Ordensmitgliedern haben bei Solow studiert. Einer erscheint als Mitautor einer berühmten Publikation in Solows Bibliographie.

Robert Solow gilt als Vorhut und Pionier der zweiten Welle der wirtschaftswissenschaftlichen Wachstumsforschung. Mit zwei Aufsätzen aus den Jahren 1956 und 1957 gelang ihm der Durchbruch. Die Königlich-Schwedische Akademie der Wissenschaften würdigte dies 1987 bei der Verleihung des *Nobel Memorial Prize in Economics* mit den einfachen Worten: »Solow schuf einen gedanklichen Rahmen, der sich dazu eignet, die Faktoren, die das wirtschaftliche Wachstum fördern, quantitativ und theoretisch zu erörtern.« Der Grundgedanke ist, wie immer, wenn Klarheit entsteht, einfach und genial: Was man vom Zuwachs an Sozialprodukt nicht dem Mehreinsatz von Arbeit, Kapital und natürlichen Ressourcen zurechnen kann, ist der Beitrag des technischen Fortschritts. Dieser Beitrag wird auch »Solow-Residuum« genannt. Er umgrenzt ein weites Feld, das zu beackern ist, umfaßt das Residuum doch, wie mir scheint, auch institutionelle Fortschritte wie die Öffnung der Märkte nach dem Kriege und die Globalisierung der Wirtschaft heute. Es sind dies immens komplexe Prozesse, die sich einer kühnen Zurechnung noch entziehen.

Die dritte Welle der modernen Wachstumsforschung, die heute die Gemüter erregt, ist getragen von dem Bemühen, den technisch-ökonomischen Fortschritt, der bei Solow exogen ist, zu endogenisieren, also als Triebkraft des Wachstums aus dem Prozeß heraus zu erklären. Solows Kommentare hierzu zeugen von kritischem Wohlwollen.

Mit Dorfman und Samuelson zusammen hat Solow das lineare Programmieren für die Ökonomen zugänglich gemacht; und als führendes Mitglied im Stabe von Kennedys *Council of Economic Ad-*

visors hat er entscheidend geholfen, der Wirtschaftswissenschaft in den USA ein hohes Maß an öffentlicher Anerkennung zu verschaffen. In jüngster Zeit noch wählten ihn seine Kollegen zu ihrem Sprecher, als es darum ging, einen Präsidentschaftskandidaten in aller Offenheit und vor aller Welt wirtschaftspolitisch zu beraten. Die Verfasser der *MIT*-Studie für den *Club of Rome* über die »Grenzen des Wachstums« aus dem Jahre 1972 hätten sich viel Ärger und viel Fundamentalkritik ersparen können, wären sie auf den Gedanken gekommen, vor der Veröffentlichung einmal Robert Solows Kritik und Rat aus dem eigenen Hause einzuholen. So blieb es Solow vorbehalten, der Welt darzulegen, daß das Ende des Wachstums noch lange nicht in Sicht sei. Viele seiner Beiträge weisen ihn aus als einen Gelehrten mit breitem Fundament.

Wer im Prozeß der öffentlichen Meinungsbildung Gehör finden will, muß etwas zu sagen haben und treffend auf den Punkt bringen können. Robert Solow besitzt diese Gabe und hat sie meisterlich entwickelt. Beispielhaft ist seine These: »Wir sehen den Computer überall – nur nicht in der Produktivitätsstatistik.« Über diese wenigen Worte ließen sich Bände schreiben; vor einigen Jahren noch trafen sie den Kern einer rätselhaften *Malaise*.

In einer Laudatio, so Samuelson, müsse des Anscheins der Objektivität wegen auch etwas Negatives zu finden sein. Seine Suche bei Solow erwies sich jedoch als vergeblich – mit einer Ausnahme: Solow spiele kein Tennis. Von Alan Blinder, dem früheren Vizepräsidenten der amerikanischen Zentralbank, war ein ähnlicher Vorwurf zu vernehmen: Solow sei ein Genie, aber er lasse es sich nicht anmerken. Nicht ohne Hintergründigkeit ist Solows Mutterwitz, aber er kann wohl nur in der Muttersprache wohlverstanden zum Ausdruck kommen. Gäbe es in der Wissenschaft einen *Doctor humoris causa*, Robert Solow hätte ihn wohl längst erhalten – in Ergänzung einer ansehnlichen Liste von Ehrenpromotionen, die auch die *Sorbonne* umfaßt und sogar die *University of Chicago*.

Er war Präsident der *Econometric Society* und der *American Economic Association* und ist Mitglied der *British Academy* und der *American Philosophical Society*. Führende Fachzeitschriften schmük-

ken sich mit seiner Mitgliedschaft in ihren Berater- und Herausbergremien. Was – im Verein mit dem Nobel-Preis von 1987 – könnte mehr sein?

Umgekehrt gefragt: Wer hätte dem Orden als Ökonom aus dem Ausland besser angestanden als Robert Solow! Statt eine überflüssige Frage zu erörtern, darf ich in alter Freundschaft zu ihm sagen: Willkommen im Orden; wir sind gespannt auf den Substanzgewinn für das »Solow-Residuum« in unserem Kreise.

Herr SOLOW erwiderte mit folgenden Dankesworten:

Zuerst will ich meinem alten Freund Herbert Giersch Dank sagen für seine großzügigen Bemerkungen, die vielleicht fast wahr sind. Es gibt jetzt zwei Nationalökonomien unter den Mitgliedern dieses Ordens für Wissenschaften und Künste. Ich habe mich natürlich gefragt, ob die Nationalökonomie zur Wissenschaft gehört oder Kunst ist, und ich bin sicherlich nicht der einzige, der diese Frage gestellt hat. Es ist mir klar, daß ich kein Künstler bin. Also müssen wir – Herbert und ich und die anderen – Wissenschaftler sein. Ich weiß, daß das Wort auf deutsch ein breiteres Feld abdeckt als das, was auf englisch »science« heißt. Vor der Redewendung »Geisteswissenschaften« habe ich allerdings insofern Angst, als sie mehr von mir erwarten läßt, als ich liefern kann.

Das Wesentliche ist, daß wir Nationalökonomien danach streben, die Logik und die Tatsachen streng zu respektieren. Mit der Logik geht es relativ leicht. Die Schwierigkeit liegt bei den Tatsachen, weil sich für uns keine Möglichkeit bietet, Experimente durchzuführen. Wir verfügen nur über das einzige – schlecht kontrollierte – Experiment, das uns die Geschichte hinterläßt. Die richtige Interpretation einer solchen singulären Geschichte bleibt immer bestreitbar, und der liebe Gott weiß, daß wir ständig darüber streiten.

Was indessen nicht zu bestreiten ist, ist meine Dankbarkeit an alle meine Kollegen, die mir die Ehre der Zuwahl zu dieser Gesellschaft erwiesen haben.

HÖRST FUHRMANN sprach die Laudatio auf ANDRZEJ SZCZYPPIORSKI:

Verehrter Herr Szczypiorski,

ich brauche es Ihnen nicht zu bestätigen, Sie wissen es selbst: Sie sind eine Ausnahmeerscheinung. Die Ausnahme beginnt mit der Tatsache, daß Sie als erster polnischer Schriftsteller in den Orden Pour le mérite aufgenommen werden, ja, Sie sind der erste Pole überhaupt seit 1842, den wir in unserem Kreise begrüßen können. Wir hatten kürzlich Witold Lutoslawski (1913–1994) gewählt, doch er starb, bevor er bei uns eingeführt war. Nun liegt es auf der Hand, daß man polnischer Staatsbürger erst seit dem Ersten Weltkrieg sein kann. Aber es gab eine reiche polnische Dichtung und Literatur, die Mystik, Vision und Geschichte geradezu als Ausgleich für die Unfreiheit und die Unstaatlichkeit in ungewöhnlicher Dichte beschwor: Adam Mickiewicz (1798–1855) mit seinem zum Nationalepos aufgestiegenen Pan Thaddäus; Henryk Sienkiewicz (1846–1916) mit seiner »Trilogie« und vor allem mit dem historischen Roman »Quo vadis«, einem Welterfolg, der ihm 1905 den Nobelpreis für Literatur eintrug (wegen »seiner außerordentlichen Verdienste als epischer Schriftsteller«, wie es in der Verleihungsurkunde hieß); Stefan Zeromski (1864–1925) mit seinen Romanen, um nur diese zu nennen. Sie alle schrieben polnisch, sie hätten als »polnische Schriftsteller« gewählt werden können – wie Sie.

Doch hier zeigt sich der entscheidende Unterschied. Sie schreiben Weltliteratur, selbstverständlich, aber Sie berühren Europa und das Deutschtum in besonderer, in integrierender Weise. Ihre nach Gerechtigkeit trachtende Sprache, Ihr Sichtbarmachen der Nachbarschaft von Verworfenheit und Edelmut läßt auch den üblen Täter noch als Menschen erscheinen, als Teil von uns. Ihr in seinen Zeitschichten kunstvoll komponierter Roman »Die schöne Frau Seidenman« (Początek auf polnisch, 1986), das Schicksal einer vor der Vernichtung bewahrten Jüdin, ist auf dem deutschen Büchermarkt ein großer Erfolg. Ich will nicht hoffen, daß es jene Gerechtigkeit ist, die das Buch die Deutschen in die Hand nehmen läßt, jener

Ausblick in das Welthistorische: »... und so stand der bewaffnete und seiner Stärke bewußte Mensch immer vor dem wehrlosen und überwundenen. So stand der römische Legionär vor dem gestürzten Makkabäer und Odoaker in den Ruinen des Kolosseums, der fränkische Ritter vor den mit Stricken gefesselten Sachsen, ... Bismarck in Versailles, Stroop auf den Straßen des brennenden (Warschauer) Ghettos, der vietnamesische Partisan bei Dien-Bien-Phu.« Wie diese alle, lassen Sie auch den israelischen Soldaten vor den Palästinensern stehen, überraschend für einen Autor, dem Antisemitismus, auch polnischer, zutiefst zuwider ist, der 1944, 20 Jahre alt, als Widerstandskämpfer des Warschauer Aufstands in das KZ Sachsenhausen kam, der gegen den Stalinismus ebenso schrieb wie gegen die judenfeindliche Kampagne in Polen, die 20 000 polnische Juden auswandern ließ. Damals entstand das Buch, das manche Ihr wichtigstes nennen: »Eine Messe für die Stadt Arras« (1971). In den Jahren 1459 bis 1461 war es in Arras unter dem demagogischen Druck einiger Fanatiker zu hysterischen Verfolgungen gekommen; unter der Folter wurden Geständnisse erpreßt und die angeblichen Ketzer mit der Eile des schlechten Gewissens dem Feuertod überantwortet. Der absolvierende Bischof spricht den Satz: »was geschehen ist, ist nicht geschehen«, den Szczypiorski genau im Gegenteil mahnhaft begriffen wissen will. Die geschichtliche Belastung bleibt erhalten: alles, was geschehen ist, ist geschehen. Den in Verfolgungswut einmündenden Totalitarismus hat es gegeben: in Arras, in Deutschland, in Polen. Nicht erst mein Amt als Laudator hat mich, lieber Herr Szczypiorski, zu einem eifrigen Leser Ihrer Bücher werden lassen: »Amerikanischer Whiskey«, »Notizen zum Stand der Dinge«, »Den Teufel im Graben«, »Den Schatten fangen« usw.

Aber meine Laudatio wäre in hohem Maße unvollständig, würde sie nicht den politischen Menschen Szczypiorski in die Lobpreisung einbeziehen, den Europäer, der die Zugehörigkeit Polens zu Europa und dem westlichen Bündnis annahmt, der am „Tag der deutschen Einheit“ den satten westlichen Nachbarn an geschwundene Tugenden wie die Demut erinnert; Fortschritt, materieller Wohlstand,

demokratische Grundsätze, sie lösten noch nicht die menschlichen Probleme; etwas »mehr Trauer über die menschliche Unreife, etwas weniger Sicherheit, daß alles erreichbar sei«, das sei angemessen. Hier spricht mit dem Europäer zugleich der gläubige Katholik, der um den Segen weiß, der auf dem Tun liegen muß, soll es gelingen. Als man Sie fragte, was Sie seien, antworteten Sie: »Schriftsteller und Pole«. Seien Sie in unserem Kreise willkommen, Andrzej Szczypiorski. Witam Pana serdecznie, Panie Szczypiorski.

Herr SZCZYPORSKI erwiderte folgendes:

Sehr geehrter Herr Ordenskanzler,
sehr geehrter, lieber Herr Professor Fuhrmann,
Exzellenzen,
meine Damen und Herren!

Es ist kein Geheimnis für Sie, daß ich in den letzten Tagen sehr oft nachgedacht habe, was ich in diesem für mich so wichtigen Moment meines Lebens sagen soll. Es ist eine sehr komplizierte und schwierige Aufgabe, besonders für einen Menschen, der seit Jahrzehnten in der Tiefe der Sprache nach den richtigen Worten angeln wollte und sollte. Heute früh bin ich zu dem Schluß gekommen, daß ich mich ganz einfach für diese große Ehre herzlich bedanken werde. Und ich tue dies jetzt aus ganzem Herzen.

Aber ich möchte trotzdem ein paar Worte hinzufügen. Je mehr ein Mensch bekannt und berühmt wird, um so größere Last und Verantwortung trägt er nach meiner Meinung auf seinen Schultern. In diesem Sinne bedeutet für mich der Begriff POUR LE MÉRITE eine Art der Schuldigkeit, ich würde sagen, eine innere Pflicht, meine eigene Unvollkommenheit mutiger zu bekämpfen, die Unvollkommenheit der Welt und der Menschen mit Mitgefühl, Nachsicht und Verständnis zu akzeptieren.

Ich danke vielmals!

FRIEDRICH HIRZEBRUCH sprach die Laudatio auf JACQUES TITS:

Herr Bundespräsident,
Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren!

Jacques Tits wurde 1950 in Belgien geboren. Seine mathematische Begabung zeigte sich früh. Als Vierjähriger beherrschte er die vier Rechenoperationen, bevor er schreiben lernte. Das Lösen linearer Gleichungssysteme war ihm mit 8 Jahren geläufig. Mit 13 Jahren gab er Privatstunden über Differentialrechnung an 18jährige. Promoviert wurde er in Brüssel, als er noch keine 20 Jahre alt war. Jacques Tits war ordentlicher Professor an der Universität Brüssel, bevor er 1964 einen Lehrstuhl an der Universität Bonn übernahm, den er bis zu seiner Ernennung zum Professor am Collège de France im Jahre 1974 innehatte. Jacques Tits ist ein berühmter Mathematiker (Geometer, Algebraiker, Kombinatoriker und vieles mehr) und ein ausgezeichnete Lehrer, der von vielen Universitäten zu Gastaufenthalten eingeladen wurde und wird. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen, zum Beispiel den Wolf-Preis in Mathematik, der ihm 1993 in der Knesset vom israelischen Staatspräsidenten überreicht wurde.

Im Zentrum der Forschungen von Jacques Tits stehen Symmetrie und Gruppentheorie. Bei seiner Antrittsvorlesung am Collège de France gab er ein ganz einfaches Beispiel, das ich in modifizierter Form vortrage:

Man betrachte ein Zahnrad mit 60 Zähnen. Durch Drehungen um 6 Grad, 12 Grad, 18 Grad usw. kann jeder Zahn in jeden anderen transformiert werden. Die Symmetriegruppe ist zyklisch und hat 60 Elemente. Das Kohlenstoffmolekül C_{60} hat 60 Atome, fußballmäßig angeordnet in einer geometrischen Struktur, die seit mehr als 2000 Jahren bekannt ist. Die Symmetriegruppe besteht aus 60 Drehungen, die jedes Atom in jedes andere transformieren, ist aber von der erwähnten zyklischen Gruppe ganz verschieden. So kann man oft geometrische Strukturen mit Hilfe ihrer Symmetriegrup-

pen unterscheiden. Von der geometrischen Struktur zur Symmetriegruppe, sowie die Bestimmung einer geometrischen Struktur aus der Symmetriegruppe, sind Leitmotive für die Forschung von Jacques Tits.

Bereits in seiner Dissertation klassifiziert er die Transformationsgruppen, die streng 4fach transitiv auf einer Menge operieren. Er zeigt, daß die Menge endlich und die Anzahl ihrer Elemente 4, 5, 6 oder 11 sein muß. Für 11 erhält er eine der berühmten Mathieuschen Gruppen, die zu den endlichen einfachen sporadischen Gruppen gehören. Die Klassifikation dieser Gruppen, es gibt 26, wurde vor etwa 10 Jahren in einer großen Kraftanstrengung vieler Mathematiker abgeschlossen. Mathieu, promoviert in Paris 1859, fand die ersten sporadischen Gruppen. Seit seiner Wiederentdeckung der Mathieuschen Gruppen hat Jacques Tits das Interesse an diesen sporadischen Gruppen nie verloren, so hat er die Janko-Hall-Gruppe (604800 Elemente) als Symmetriegruppe eines Graphen mit 100 Eckpunkten und 1800 Kanten beschrieben und die größte sporadische Gruppe von fast 10^{54} Elementen mituntersucht. Diese Gruppe wurde von B. Fischer und R. Griess entdeckt und wird »Monster« oder auch »Friendly Giant« genannt. Sie ist die Symmetriegruppe eines Kristalls im Raum der Dimension 196883, eines Kristalls, in dem viele Geheimnisse von Mathematik und Physik verborgen sind. Die endlichen einfachen Gruppen kann man als die unzerlegbaren Bausteine im Universum aller endlichen Gruppen ansehen. Zu diesen Bausteinen gehören unendliche Serien von Gruppen, für die Tits eine Fülle fundamentaler Resultate erhalten hat, und die erwähnten 26 sporadischen Gruppen.

Die unendlichen Serien stehen den kontinuierlichen nach Sophus Lie (Professor in Leipzig 1886–1898) genannten Gruppen nahe. Zum Titschen Leitmotiv gehört die Konstruktion geometrischer Strukturen, die vorgegebene Liesche Gruppen als Symmetriegruppen haben. Für eine einfache Liesche Gruppe von Range ℓ definiert Tits geometrische Objekte von ℓ verschiedenen Sorten, die durch Inzidenzrelationen miteinander verbunden sind und eine Titsche Geometrie oder ein Tits-Gebäude bilden. In der klassi-

schen 2dimensionalen Geometrie hat man Punkte und Geraden mit ihren Inzidenzrelationen und den Sätzen der Schulmathematik. Das Tits-Gebäude hat die Ausgangsgruppe als Symmetriegruppe. Besonders interessant ist dies etwa für die Liesche Ausnahmegruppe der Dimension 248, die den Rang 8 hat. Die Theorie der Tits-Gebäude hat zahlreiche Anwendungen gefunden und ist im Zentrum der aktuellen Forschung.

Tits hat intensiv über Klassifikation homogener Räume gearbeitet. Nur ein sehr frühes Resultat werde erwähnt. Er hat die 4dimensionalen Mannigfaltigkeiten der Einsteinschen allgemeinen Relativitätstheorie klassifiziert, auf deren lichtartigen bzw. raumartigen Richtungen die Isometriegruppe transitiv operiert.

Jacques Tits hat, wie oft gesagt wird, die Lieschen Gruppen und die endlichen einfachen Gruppen zu seinen persönlichen Freunden gemacht, deren phantastische Besonderheiten und die zugrundeliegende allgemeine Theorie er wie kein anderer versteht. In wunderbaren Vorträgen bringt er es fertig, über seine Freunde so zu reden, daß er die Zuhörer begeistert und sie Tragweite und Schönheit erkennen. Die Fülle seiner Erkenntnisse aus mehr als 100 Publikationen kann er über seine Hörer ausschütten. Aber jedes Jahr bringt sein Kursus am Collège de France etwas Neues, so wie es dort von ihm erwartet wird. Um sich zu erholen, wandert er gern in anderen Gebieten, wie Literatur, Musik und Sprachen, die aber oft gar nicht so weit von der Mathematik entfernt sind. Den Ordensmitgliedern wird er seine Forschungen viel besser erklären können, als es mir hier möglich war.

Herr TITS dankte mit folgenden Ausführungen für seine Aufnahme in den Orden:

Herr Ordenskanzler,
verehrte Damen und Herren!

Wie groß die Ehre ist, als Mitglied des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste gewählt zu werden, ist mit meinem

armen Deutsch schwer auszudrücken. Wohl kann ich es zumindest den anwesenden Mathematikern klarmachen, indem ich ihnen sage, daß Karl Friedrich Gauß zu den im Jahr der Gründung des Ordens ernannten Mitgliedern gehörte und ein kurzes Jahrhundert später David Hilbert als Mitglied gewählt wurde. Freilich muß ich gestehen, daß solche Präzedenzfälle auf mich recht einschüchternd wirken.

Für diese Ehre möchte ich mich ganz herzlich bedanken.

Es ist eine besonders große Freude, das Ordenszeichen in Bonn zu erhalten, wo ich als Professor elf äußerst glückliche Jahre verbracht habe.

Meine akademische Laufbahn hat sich zunächst in Brüssel, dann in Bonn und weiter in Paris entwickelt (ich bin also ein echter Europäer). Darunter waren die Jahre in Bonn unter den produktivsten meines Lebens. Hier habe ich zwar Mathematik gelehrt, aber noch viel mehr Mathematik gelernt. Dabei haben die mannigfaltigen von Herrn Hirzebruch organisierten Veranstaltungen, wie zum Beispiel seine berühmte Arbeitstagung oder das Oberseminar, das wir zusammen mit höchst gelehrten Kollegen leiteten, eine wesentliche Rolle gespielt.

Dafür und für seine freundliche Laudatio und für viele andere Dinge bin ich ihm äußerst dankbar.

HERMANN HAKEN sprach die Laudatio auf NIKLAUS WIRTH:

Herr Staatssekretär,
Exzellenzen,
lieber Herr Wirth,
meine Damen und Herren!

Zu den Erfindungen, die unser Leben am nachhaltigsten beeinflussen, und dies in wachsendem Maße, gehört der Computer. Ihn für die Zwecke des Menschen nutzbar zu machen, ist eine grundlegend wichtige Aufgabe. Dies läßt sich nur dadurch erfüllen, daß wir gewissermaßen mit ihm reden können, was durch Program-

miersprachen geschieht, an die hohe Anforderungen gestellt werden müssen. Hierbei kann es sich auch um große Softwareprojekte mit mehreren hundert bis tausend Mannjahren Arbeit handeln. Sie, Herr Wirth, sind durch Ihre Pionierleistung der Schaffung der Programmiersprache Pascal weltberühmt geworden. Hier gelang Ihnen die strukturierte Programmierung, bei der Sie diese überschaubarer machten und in Einheiten mit klar definierten Schnittstellen zerlegen konnten. Zuerst war Pascal wohl als Lernsprache gedacht, wurde aber dann weitverbreitet eingesetzt. Zu Ihren weiteren Leistungen zählt die Schaffung der Programmiersprache Modula-2. Die Entwicklung der Programmierung zielte ab Ende der 80er Jahre auf sogenannte Objektorientierung, wobei das Programm eine idealisierte Welt, beschrieben durch Objekte, darstellt. An dieser Entwicklung waren Sie, Herr Wirth, u.a. mit dem objektorientierten Betriebssystem Oberon führend beteiligt. Des weiteren möchte ich an Ihre höchst innovative Entwicklung eines Computers erinnern, den Sie Lilith nannten. Die Wahl dieses Namens verrät Ihre Belesenheit wie auch Ihren feinen Humor. Lilith war der Name einer altsemitischen Göttin, die der Sage nach des Nachts junge Männer ihren Ehefrauen abspenstig machte. Man hört zuweilen, daß dies heute die Computer tun. Auch ihre grundlegenden Arbeiten zur Schaffung von Chips mit programmierbaren Verschaltungen müssen hier erwähnt werden.

Ihr wissenschaftlicher Lebensweg begann 1958 mit dem Abschluß als Elektroingenieur an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich, führte Sie dann an die Laval University in Quebec, Kanada, an die University of California in Berkeley und an die Stanford University, wo Sie die Programmiersprachen PL 360 und – in Zusammenarbeit mit der IFIP-Arbeitsgruppe 2.1 – Algol W entwickelten. 1967 kehrten Sie dann in Ihre Heimat zurück, wo Sie 1967 Assistant Professor und dann 1968 Professor an der ETH Zürich wurden. Sie selbst haben zahlreiche hohe Auszeichnungen erhalten, u.a. den Turing Award, der als Nobelpreis für Informatik gilt.

Mit meinen Ausführungen konnte ich Ihr Werk, lieber Herr Wirth, weder in seiner Tiefe noch in seiner Breite hinreichend würdigen. Ich hoffe aber, daß wir im Orden Gelegenheit haben werden, noch viel von Ihnen über Computer und deren faszinierende Anwendungen zu erfahren, und wir alle heißen sie im Orden herzlich willkommen.

Herr WIRTH entgegnete mit folgenden Dankesworten:

Hochverehrter Herr Bundespräsident,
Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren!

Naturwissenschaftler analysieren die Natur und suchen nach einfachen und allgemeingültigen Gesetzen. Sie kämpfen mit der Komplexität der Natur. Ingenieure dagegen sind Konstrukteure und synthetisieren Artefakte. Aber auch sie kämpfen gegen die Komplexität, allerdings nicht gegen eine naturgegebene, sondern gegen die hausgemachte. Groß ist die Versuchung, Kreationen unnötig kompliziert zu machen. Wächst jedoch ihre Komplexität zur Unüberschaubarkeit, so werden die Errungenschaften unzuverlässig und gar gefährlich.

Ich habe mit meinen Arbeiten versucht, Formalismen und allgemeingültige Methoden zu schaffen, die das Finden und Beschreiben von einfachen Lösungen für komplexe Probleme, wie sie in der Informatik heute üblich sind, erleichtern. Diese Formalismen und Methoden basieren auf logischer, mathematisch exakter Denkweise.

Ich bin für die mir zuteil gewordene große Ehre zutiefst dankbar. Und ich bin glücklich, Anlaß dafür sein zu dürfen, daß auch Ingenieurwissenschaften in diese auserlesene Gesellschaft Eingang gefunden haben.

ANHANG

Aus der Chronik des Ordens
1996

1. Zuwahlen

2. Berichte über die

Ordenstagung in Bonn
Zwischentagung in Weimar

3. Bildteil

ZUWAHLEN

Am 4. Juni 1996

Inländische Mitglieder

PINA BAUSCH (Ballettdirektorin und Choreographin)

Prof. Dr. RUDOLF L. MÖSSBAUER (Physiker)

Ausländisches Mitglied

Prof. Dr. PETER VON MATT (Germanist)

TAGUNGSBERICHTE

Die offizielle Ordenstagung in Bonn

Unter Vorsitz des Ordenskanzlers, Hans Georg Zachau, kamen die in- und ausländischen Ordensmitglieder am 3. Juni 1996 zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung im Palais Schaumburg zusammen. Die Kapitelsitzung, an der nur die inländischen Mitglieder teilnahmen, fand am 4. Juni 1996 vormittags, im Tagungshotel statt.

An den Sitzungen nahmen teil:

Bernard ANDREAE
Peter BUSMANN
Hendrik B. G. CASIMIR
Sir Henry CHADWICK
Gordon A. CRAIG
Albrecht DIHLE
Manfred EIGEN
Ludwig FINSCHER
Horst FUHRMANN
Wolfgang GEROK
Herbert GIERSCH
Rolf GUTBROD
Hermann HAKEN
Friedrich HIRZEBRUCH
Robert HUBER
Eberhard JÜNGEL
Elisabeth LEGGE-SCHWARZKOPF
Heinz MAIER-LEIBNITZ
Ernst-Joachim MESTMÄCKER
Erwin NEHER
Max PERUTZ

Hubertus von PILGRIM
Bert SAKMANN
Albrecht SCHÖNE
Robert M. SOLOW
Fritz STERN
Stig STRÖMHOLM
Andrzej SZCZYPIORSKI
Jacques TITS
Martin WALSER
Victor F. WEISSKOPF
Carl Friedrich von WEIZSÄCKER
Niklaus WIRTH
Hans Georg ZACHAU

Thomas CONRAD vom Bundesministerium des Innern
als Protokollführer.

Vor Eintritt in die Tagesordnung bat der Ordenskanzler um ein stilles Gedenken für die seit der letzten Sitzung verstorbenen Ordensmitglieder, Maria Wimmer und Bartel Leendert van der Waerden.

Das Mittagessen am 3. Juni erfolgte auf Einladung des Bundesministers des Innern, Manfred Kanther, im Hotel Steigenberger Venusberg.

Nachmittags erfolgte für die Ordensmitglieder und ihre Damen eine Führung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn.

Für den Abend hatte der Ordenskanzler die Ordensmitglieder und ihre Damen zu der traditionellen Begegnung mit Kollegen der Bonner Universität geladen.

Nach der Kapitelsitzung am Vormittag des 4. Juni, während der die Damen sowie einige ausländische Mitglieder die Ausstellung »Weisheit und Liebe – Tausend Jahre Kunst des tibetischen Buddhismus« in der Kunst- und Ausstellungshalle des Bundes in Bonn

besuchten, und der öffentlichen Sitzung des Ordens am Nachmittag in der Aula der Universität Bonn, nahm die Jahrestagung mit einem Abendessen auf Einladung des Herrn Bundespräsidenten in der Villa Hammerschmidt ihren festlichen Ausklang.

Zwischentagung

Die inoffizielle Tagung der Ordensmitglieder fand am 29. und 30. September 1996 in Weimar statt.

Es nahmen teil:

Bernard ANDREAE
Karl Dietrich BRACHER
Peter BUSMANN
Hendrik B. G. CASIMIR
Gerhard CASPER
Sir Henry CHADWICK
Gordon A. CRAIG
Albrecht DIHLE
Manfred EIGEN
Albert ESCHENMOSE
Ludwig FINSCHER
Horst FUHRMANN
Hans-Georg GADAMER
Walter GEHRING
Herbert GIERSCH
Friedrich HIRZEBRUCH
Eberhard JÜNGEL
Heinz MAIER-LEIBNITZ
Peter von MATT
Ernst-Joachim MESTMÄCKER
Erwin NEHER
Max PERUTZ

Hubertus von PILGRIM
Albrecht SCHÖNE
Robert M. SOLOW
Fritz STERN
Stig STRÖMHOLM
Victor F. WEISSKOPF
Carl Friedrich von WEIZSÄCKER
Hans Georg ZACHAU

vom Bundesministerium des Innern:
Thomas CONRAD
Brunhilde REHM.

Am Sonntag vormittag erfolgte in Begleitung der Damen eine Besichtigung von Schloß Tiefurt.

Vor Beginn der Sitzung am Nachmittag überreichte der Ordenskanzler Hans Georg Zachau, dem anwesenden neuen Ordensmitglied, Peter von Matt, die Urkunde über die Mitgliedschaft im Orden sowie das Krönchen auf Bandsteg und die Miniatur des großen Ordenszeichens. Die ebenfalls neu in den Orden gewählten Mitglieder Pina Bausch und Rudolf L. Mößbauer waren an einer Teilnahme verhindert.

Am Abend des 29. September hatte der Ministerpräsident des Landes Thüringen, Bernhard Vogel, die Ordensmitglieder und deren Damen zu einem Empfang in das Hotel Hilton, Weimar, gebeten. Am Vormittag des 30. September wurden gemeinsam das Goethe- und das Schillerhaus besichtigt.

Die Gesprächsrunde am Nachmittag, welcher der Herr Bundespräsident sowie die Damen der Ordensmitglieder beiwohnten, war von dem Ordensmitglied Albrecht Schöne, in Zusammenarbeit mit der Stiftung Weimarer Klassik, zum Thema GOETHE vorbereitet worden.

Die Tagung endete mit einem ordensinternen Abendessen im Tagungshotel.

*Interne Tagung des Ordens Pour le mérite für
Wissenschaften und Künste
am 29. und 30. September 1996 in Weimar*

Am 30. September fand im Wittums-Palais in Gegenwart des Herrn Bundespräsidenten eine Gesprächsrunde zum Thema GOETHE statt. Die Veranstaltung war von Herrn SCHÖNE vorbereitet worden. Er hat auch das einleitende Referat gehalten, das im Folgenden abgedruckt ist. Es behandelt die Verse 11579f. aus dem zweiten Teil der ›Faust‹-Tragödie: »Solch ein Gewimmel möcht ich sehn, / Auf freyem Grund mit freyem Volke stehn.«

Danach sprachen in kürzeren Beiträgen weitere acht Mitglieder des Ordens über Berührungspunkte zwischen eigenen, jeweils fachbezogenen Interessen und einzelnen Äußerungen Goethes: Herr GADAMER über die Verse 393–403 aus dem ›Prometheus‹-Fragment und die 4. Strophe des Gedichts ›Der Bräutigam‹; Herr BUSMANN über die Amphitheater-Passage aus der ›Italienischen Reise‹ (Verona, 16. 9. 1786); Herr JÜNGEL über das Diktum »nemo contra deum nisi deus ipse« aus ›Dichtung und Wahrheit‹ IV,20; Herr MESTMÄCKER über die auf Kants Schrift zum ewigen Frieden bezogenen Distichen 75 und 76 aus dem Zyklus ›Vier Jahreszeiten‹; Herr FUHRMANN über Goethes Gesprächsäußerung gegenüber dem Kanzler v. Müller: »Alle Geschichte ist mißlich und schwankend«; Herr DIHLE über die Grazien-Verse aus ›Faust II‹, 5299–5304; Herr GIERSCH über die Papiergeld-Passage aus ›Faust II‹, 6057–6060; Herr ANDREAE über Goethes Tagebuch- und Briefäußerungen zum Alexander-Mosaik aus Pompeji.

ALBRECHT SCHÖNE

»SOLCH EIN GEWIMMEL MÖCHT ICH SEHN,
AUF FREYEM GRUND MIT FREYEM VOLKE STEHN.«
(Faust II, 11579f.)

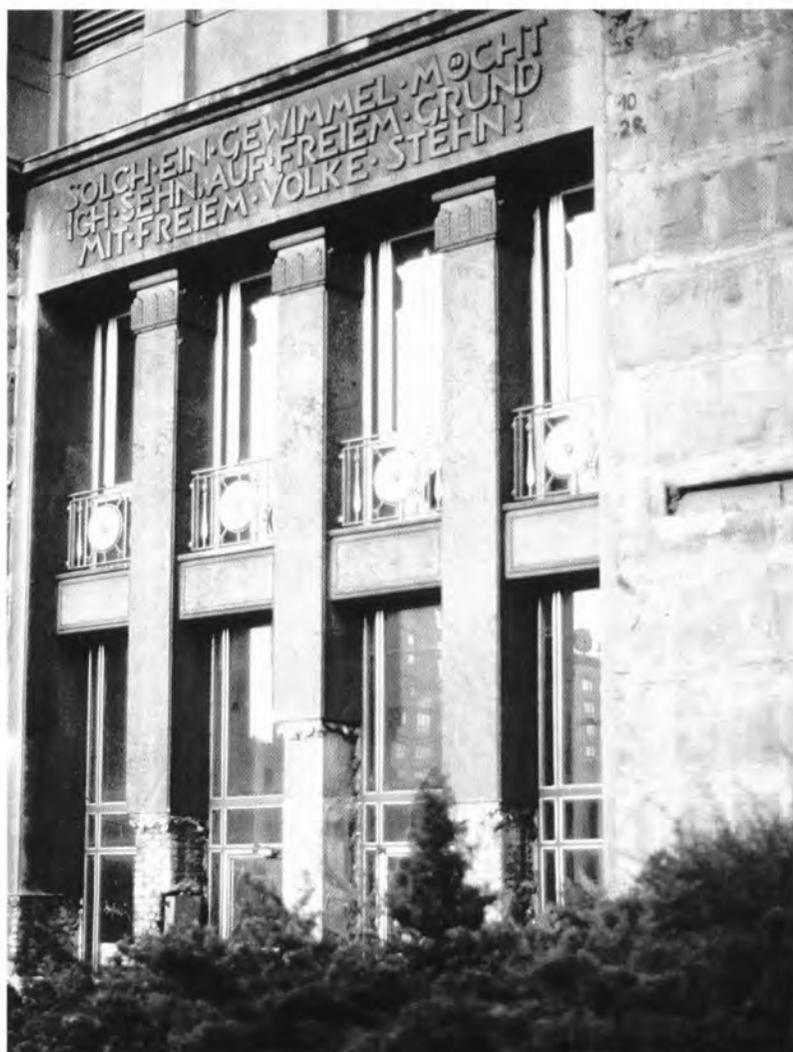


Foto Bockmann

Berlin, südliches Eingangsgebäude in die ehemalige Stalinallee

Herr Bundespräsident,
verehrte Damen und liebe Herren,

einen Festvortrag hat man mir für diese interne Ordenssitzung freundlicherweise nicht abverlangt. So trete ich jetzt auch nur als erster Sprecher einer ganzen Reihe von Beiträgern auf. Alle an diesem Mannschaftsspiel Beteiligten werden sich zu einem überschaubar kurzen Goetheschen Text eigener Wahl äußern (den Sie dabei in den ausgegebenen Mappen vor Augen haben).

1822 hatte der Anthropologe Heinroth Goethes Erkenntnis- und Darstellungsweise als die eines »gegenständlichen Denkens« zu bestimmen versucht, und Goethe reagierte darauf mit seinem Aufsatz »Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort.« An dieser Formulierung sollte sich unser heutiger Versuch ein wenig orientieren. Ernst Gombrich, der leider nicht dabei sein kann, sah sich durch solch ein Programm an eine (auch von Rubens gemalte) Vision des hl. Augustinus erinnert: der hat, nach langem Ringen um das göttliche Geheimnis, am Meeresstrand ein Kind gesehen, welches mit einer Muschel den Ozean auszuschöpfen suchte. Der Vergleich leuchtet ein. Nur gibt auch schon eine Muschel voll Meerwasser den Geschmack des Ganzen. Und unsere Wasserproben in nuce werden an so verschiedenen Stellen entnommen, daß sie wohl auch die Größe dieses Meeres – meint: die Reichweite des Goetheschen Œuvre ermessen lassen und etwas von seiner fortwirkenden Anregungsfülle zu erkennen geben.

Ein Philosoph wird nachher reden, dann ein Architekt, ein Theologe, ein Rechtsgelehrter, ein Historiker, ein Altphilologe, ein Nationalökonom, ein Archäologe. Wolfgang Gerok hat, aus einem sehr traurigen Grund, im letzten Augenblick absagen müssen; sonst wäre auch noch ein Mediziner dabei gewesen. Aber wenn der zeitliche Rahmen es zuließe, hätte man sich darüber hinaus noch viele weitere Wasserproben gewünscht. Die eines Naturwissenschaftlers vor allem (weil Hermann Haken nicht hat kommen können). Kein Physiker also, kein Chemiker, Geologe, Mineraloge, Biologe, Oph-

thalmologe oder Meteorologe. Leider auch kein Staatsmann und kein Verwaltungsbeamter. Ebenso keine Schauspielerin (Maria Wimmer hätte sich wohl an Goethes ›Regeln für Schauspieler‹ entzündet – oder wir hätten sie bitten können, einem seiner Dichtwerke ihre Stimme zu geben, vielleicht dem herrlichen Gedichtzyklus der ›Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten‹). Leider ist heute nicht einmal ein Schriftsteller in unserer Runde. Auch haben wir seit 1924 keinen General mehr in den Orden gewählt, der durch Goethe als ausgewiesenen Sachkenner der Kriegskunst eine ›bedeutende Fördernis‹ hätte erfahren können.

Aber da ist ein Ende ohnehin kaum abzusehen. Zu dem, was Martin Walser vortragen wollte, wenn er sich hätte beteiligen können, hat er mir geschrieben: Wenn jemand einwendete, es werde doch Spezialitäten geben, für die Goethe nicht herbeizitiert werden kann, oder ob man etwa behaupten wolle, auch ein Kongreß von Nierenverpflanzungsspezialisten dürfe sich auf ihn berufen, dann würde er darauf verweisen, daß Goethe im Winter 1805 auf 1806 unter fürchterlichen Nierenkoliken gestöhnt habe: »Wenn mir doch der liebe Gott eine von den gesunden Russennieren schenken wollte, die zu Austerlitz gefallen sind!« Walser: »Er war eben vor allem ein Genie des Direkten. Soviel gesunde, junge Tote mit herrlichen Nieren – ach, hätte er doch eine davon! Die Franzosen hatten Weimar besetzt, vor Goethes Haus standen Wachen zu seinem Schutz, die hörten ihn nachts schreien, wenn Bilsenkraut und Opium die Schmerzen nicht mehr dämpften.«

Zu meiner eigenen Sache. Wie alle anderen jetzt rede auch ich nur über einen kurzen Text, eigentlich sogar nur über zwei Verse, aus der ›Faust‹-Dichtung. Aber während alle weiteren Beiträger leider nur jeweils 10 Minuten Redezeit haben, darf ich bitten, mir dafür etwa eine halbe Stunde zuzubilligen. Ich hole also ein wenig weiter aus.

Zu den Institutionen der heutigen ›Stiftung Weimarer Klassik‹ gehört (neben Goethes Haus am Frauenplan mit dem Goethe-Museum, neben dem Schillerhaus und Schiller-Museum, der Herzo-

gin-Anna-Amalia-Bibliothek, dem Gartenhaus an der Ilm und vielen anderen Erinnerungsstätten, Museen, Schlössern, Park- und Gartenanlagen innerhalb und außerhalb Weimars) auch das auf der Höhe am Stadtrand gelegene Goethe- und Schiller-Archiv – in dem wir uns jetzt nur deshalb nicht befinden, weil es keinen zureichend großen, geschweige denn einen so schönen Versammlungsraum besitzt wie den unseren hier im Palais der Herzogin-Witwe Anna Amalia.

Dieses Archiv ist eingerichtet worden, als 1885 der letzte Nachkomme Goethes starb. Das Testament des Enkels Walther Wolfgang von Goethe übereignete damals das Haus des Großvaters mit seinem gegenständlichen Nachlaß, Einrichtungen und Sammlungen dem Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, gab das alles also in staatlichen Besitz. Der handschriftliche Nachlaß hingegen, mittlerweile arg verwahrlost, kam in den persönlichen Besitz der Großherzogin Sophie (eben darauf gründen sich die Rückübertragungsansprüche, welche neuerdings ein Prinz von Sachsen-Weimar und Eisenach für eine Erbgemeinschaft geltend macht). Diese Großherzogin erst ließ das Familienarchiv öffentlich zugänglich machen – was die Enkel bis dahin verweigert hatten. So kam die seit 1887 in ihrem Auftrag erscheinende 153-bändige Ausgabe von Goethes Werken zustande, eine ›historisch-kritische‹, also auch die Textvarianten erfassende Edition, für deren Zwecke der Handschriftennachlaß in seine heutige Ordnung gebracht worden ist. 1889 kam Schillers Nachlaß hinzu (›Goethe- und Schiller-Archiv‹ heißt diese Institution seither), neben vielen anderen Nachlässen dann 1924 auch der Georg Büchners, nach 1945 noch das Nietzsche-Archiv, und durch viele Schenkungen oder Ankäufe sind die Bestände immer weiter bereichert worden.

Frage man, welche unter den hier behüteten zahllosen Handschriften Goethes das kostbarste Besitztum dieses Schatzhauses sei, würde man wohl die 187 Blätter umfassende Reinschrift des Zweiten Teils seiner ›Faust‹-Dichtung nennen: hergestellt von Goethes Schreibern John und Schuchardt, mit den (autorisierten) Korrekturen der Gehilfen Eckermann, Riemer, Götting und mit seinen ei-

genhändigen letzten Eingriffen. Aus diesem Manuskript hat der alte Mann 1852 noch einmal vorgelesen, den ganzen unveröffentlichten ›Faust II‹, nur seiner Schwiegertochter Ottilie. Dann hat er das Manuskript eingeseigelt, einen Druck zu Lebzeiten nicht mehr zugelassen. Selbst an Ort und Stelle im Archiv wird den Benutzern aus guten Gründen nicht mehr diese hochverletzliche Kostbarkeit, sondern nur ein Film der Handschrift vorgelegt. Daß sie – zusammen mit noch einem anderen, eigenhändigen Blatt – heute hierher transportiert wurde, ist dem freundlichen Entgegenkommen des Archivdirektors zu danken, dem ich denn auch versichert habe, daß wir keinesfalls unsere Finger auf die Schriftzüge drücken und unser Hautfett auf diesen Blättern hinterlassen würden. Die also können Sie hier betrachten, und es wird Sie dabei, hoffe ich, eine Aura anwehen, die doch am Film, am Foto oder gar am gedruckten Text nicht mehr haftet.

Damit lenke ich den Blick auf die Verse, welche ich Ihnen, mit Hilfe der Handschriften, etwas erläutern möchte.

Es gab für Goethe eine Zeit (sagte er zu Eckermann), wo er »mit Leichtigkeit« täglich 16 Druckseiten zustande brachte. Jetzt, beim Zweiten Teil des ›Faust‹: »Im allerglücklichsten Fall eine geschriebene Seite; in der Regel aber nur soviel, als man auf den Raum einer Handbreit schreiben könnte, und oft, bei unproduktiver Stimmung, noch weniger.« Weit mehr als früher arbeitet er im Alter auf dem Papier. Er hält fest, was ihm einfällt, geht haushälterisch-sorgsam damit um. Mehr als 500 Teilhandschriften zum ›Faust II‹ blieben erhalten, und an kleineren Aufzeichnungen gab es gewiß noch viel mehr. Werkstattberichte sind das. So wie selbst die Hobelspane einer Tischlerwerkstatt Aufschluß darüber geben können, wie da gearbeitet wurde. Beispielsweise bei den Worten der von Faust scheidenden Helena:

Ein altes Wort bewährt sich leider auch an mir:

Daß Glück und Schönheit dauerhaft sich nicht vereint

finden sich da allein für den zweiten dieser Verse (den Calderón auf Spanisch vorgegeben hatte) 11 verworfene Fassungen, und ihre

oft nur minimalen Abweichungen voneinander zeigen, welcher Präzisionsarbeit sich das Endergebnis verdankt. Von Fragen der Arbeitsweise abgesehen, werden solche Entwürfe, tastenden Versuche, Vorfassungen, aufgegebenen oder sich wandelnden Konzeptionen nun dadurch besonders interessant, daß sie in vielen Fällen die Absichten des endgültigen Wortlauts erhellen und dessen Verständnis aufhelfen. »Natur- und Kunstwerke (schrieb Goethe an Zelter) lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind; man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen.«

In dem hier ausgelegten großen Manuskript des Zweiten Teils finden Sie die Seiten aufgeschlagen, auf denen die letzte Rede des sterbenden Faust im »Großen Vorhof« seines Palastes geschrieben ist (Verse 11559–11586). Zwei Niederschriften dieser Passage sind uns überliefert. Die erste, eigenhändige, die gleichfalls hier ausliegt, ist Teil einer vorläufigen größeren Reinschrift, welche ihrerseits schon vorangegangene Entwürfe und Teilhandschriften zusammenfaßt. Da hat der hundertjährige Herrscher erklärt, mit jedem Tage wolle er *Nachricht haben / Wie sich verlängt der ungeheure Graben*, und hatte Mephisto ihn unterbrochen, hatte halblaut geraunt: *Man spricht, wie man mir Nachricht gab, / Von keinem Graben doch vom Grab*. Und nun Faust, der das nicht recht gehört oder nur ungenau verstanden hat, insistierend:

*Dem Graben, der durch Sümpfe schleicht
Und endlich doch das Meer erreicht.
Gewinn ich Plaz für viele Millionen
Da will ich unter ihnen wohnen,
Auf eignem Grund und Boden stehn.
Ich darf zum Augenblicke sagen:
Verweile doch du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn.*

Der *ungeheure Graben* ist als ein riesiger Entwässerungskanal zu verstehen, welcher die versumpfenden Marschen in Fausts dem Meer schon abgerungenem Neuland bewohnbar und kultivierbar

machen soll für *viele Millionen*. Dort will er, nach dem Wortlaut dieser 1. Fassung, *Auf eigenem Grund und Boden stehn*. Zweifellos entspricht das seinem früher ausgesprochenen Verlangen: *Herrschaft gewinn ich, Eigentum!* Und im Blick auf die nachfolgenden Veränderungen des Verses von *eigenem Grund und Boden* wird wichtig, daß Faust auch hier sich selbst, keineswegs jedoch die anzusiedelnden *Millionen* als Grundbesitzer denkt. Immerhin, mit den Worten dieses Autokraten, er wolle *unter ihnen wohnen*, wird ein ungewohnter Ton vernehmbar.

Auf dem gleichen Blatt ist nun ein Zusatzwort eingebracht worden. Also lautet (bei zunächst noch gleichbleibendem Kontext) die 2. Fassung der fraglichen Stelle:

Auf wahrhaft eigenem Grund und Boden stehn.

Nur den *Strand* des Kaiserreichs hatte Faust als Lehen erhalten. So dürfte das zugefügte Wort sein inzwischen dem Meer abgewonnenes Land als *wahrhaft* ihm eigenes, nämlich lehnsunabhängiges meinen. Doch dabei bleibt es nicht. Das neue Attribut *wahrhaft* zieht auch ein neues Adjektiv nach. Diese 3. der überlieferten Fassungen findet sich in der großen Reinschrift – also bereits im endgültigen Kontext der Faustrede, welche hier von anfänglichen 9 Versen auf ganze 28 erweitert worden ist. Da heißt es nun (zunächst):

Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,

Auf wahrhaft freyem Grund und Boden stehn.

Wird die Rede von *wahrhaft eigenem* hier durch die von *wahrhaft freyem Grund und Boden* ersetzt, tritt der anfangs apostrophierte Aspekt von *Herrschaft* und *Eigentum* offensichtlich in den Hintergrund. Und eine tief eingreifende Veränderung bahnt sich an. Anders als die anfängliche Wendung *auf eigenem Grund und Boden* bedarf die Rede von *freyem Grund und Boden* des vorangestellten Zusatzes *wahrhaft* eigentlich nicht mehr. Und: das neu ins Spiel gebrachte ›frei‹ ist ein Wort, welches in der Goethe-Zeit unweigerlich politische Konnotationen heraufführt. Dem folgend wird im nächsten Schritt *wahrhaft* gestrichen. Ebenso das eigentumsbezogene: *und Boden*. Statt dessen wird nun eingesetzt (von Eckermanns Hand, gewiß nicht aus Eckermanns Geist): *mit freyem*

Volke. Die anfängliche, jetzt getilgte Wendung von den *vielen Millionen* geht darin auf. Unsere 4., die endgültige Fassung lautet also:

*Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freyem Grund mit freyem Volke stehn.*

Die Worte *Freyheit* und *frey*, die viermal in Fausts letzter Rede stehen, eröffnen einen weiten Auslegungsspielraum (und die Interpreten haben ihn weidlich genutzt). Wichtig ist dabei die Bedeutungsverschiebung, die sie seit 1789 erfahren haben. 1765 konnte HERDER noch erklären, man denke »bei dem Worte Freiheit anders als die Alten« – nämlich nicht mehr daran, »selbst das Rad des Staates lenken zu wollen« und »keine Namen über sich zu dulden«. Was sich »heut zu Tage jeder Patriot wünschet«, sei vielmehr »eine feinere und mäßigere Freiheit«: »unter dem Schatten des Thrones seine Hütte und Weinstock in Ruhe genießen zu können, und die Frucht seines Schweißes zu besitzen«. HEGEL aber, 1802: »Da seit zehn Jahren ganz Europa seine Aufmerksamkeit auf das fürchterliche Ringen eines Volks nach Freiheit heftete und ganz Europa in allgemeiner Bewegung deswegen war, so kann es nicht anders sein, (als) daß die Begriffe über Freiheit eine Veränderung erlitten und (sich) aus ihrer Leerheit und Unbestimmtheit geläutert haben.« – Als der alte Goethe die Worte von *freyem Grund* und *freyem Volke* in Fausts letzte Rede schrieb, mußte er wissen, ja: wollen, daß seine Leser (diese Zeitgenossen der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, der französischen Revolution, der preußischen Aufhebung von grundherrschaftlicher Leibeigenschaft und Erbuntertänigkeit) Vorstellungen an diese Verse knüpften, die sich in der Tat aus ihrer früheren »Leerheit und Unbestimmtheit geläutert« hatten.

Aber: *Sprich (...)* *Von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volke!* – das ließ Goethe (in einem der Paralipomena) seinen Mephisto sagen; diese Losungen der Französischen Revolution machte er sich keineswegs zu eigen. Woran er selber bei der letzten Fassung unseres Faust-Verses dachte, mag einem Fachbuch (von Johann Georg Büsch, 1796) zu entnehmen sein, in dem er sich damals über die in eben diesem 5. Akt zur Rede stehende Wasserbautechnik und Landgewinnung in-

formierte. Von den alten Deichbauern an der Nordseeküste hieß es dort: »Sie waren freie Völker; und hat je ein Volk Recht zur Freiheit, hat je eine Eroberung Recht zum ungekränkten Besitz der eingenommenen Wohnsitze gegeben, so waren es diese über das Meer gemachten Eroberungen, diese Zueignung des Geschenks, das man aus den Händen der Natur genommen und durch eine andern Völkern unbekannte Kunst zu benutzen gelernt hatte.« Weit eher als an das *Volk* im Sinn einer staatsbildenden Nation und an dessen ›republikanische‹ Verfassung mag Goethe bei Fausts Versen an eine große Siedlergemeinschaft solcher sogenannten ›Freisassen‹ gedacht haben – wie man sie zu seiner Zeit längst schon durch Befreiungen von Lasten, Abgaben, Frondiensten in öde oder sumpfige Landstriche und überschwemmungsbedrohte Marschen gezogen hat.

Freilich spricht Faust in seiner letzten Rede von Künftigem: *Im Vorgefühl von solchem hohen Glück / Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick*. Und Sie haben anhand der Ihnen vorliegenden Handschriftenblätter wohl bemerkt, wie gegenüber der indikativischen Entwurfsfassung (*Ich darf zum Augenblicke sagen ...*) die Reinschrift das durch ihre Konjunktive verstärkt und verdeutlicht: *Das Letzte wär das Höchsterrungene. Und: Solch ein Gewimmel möcht ich sehn, / Auf freyem Grund (möcht ich) mit freyem Volke stehn. / Zum Augenblicke dürft' ich (dann) sagen ...* Dem folgend hat man seine *den höchsten Augenblick* vorwegnehmenden, visionären Worte geradewegs als eine geschichtsprophetische Vision verstehen wollen, eingebracht in die ›Faust‹-Dichtung, aber doch weit hinausweisend über dieses Spiel. So (einem schon seit 1870/71 sich ausprägenden Deutungsmuster folgend) noch in den letzten Jahren, im Westen wie im Osten. Beispielsweise erklärte 1976 ein Hamburger Literaturhistoriker: Hier »repräsentiert Goethesche Dichtung bürgerliche Ideologie im Prozeß des Übergangs zur sozialistischen«. Oder 1983 sein englischer Kollege: »Faust's final speech is a prophecy of Marxism.«

Auf solche Weise, als vorgebliche Geschichtsprophetie des alten Goethe, hat diese Faustrede in der parteiamtlich verordneten Kulturpolitik der DDR eine bedeutende Rolle gespielt. Sie war das

Paradestück ihrer ›Erbe‹-Doktrin, die geradezu auf einen kulturellen Alleinvertretungsanspruch hinauslief. Einer der ehemaligen Generaldirektoren der ›Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen Deutschen Literatur‹ hier in Weimar hat – wieder nur beispielsweise – über die zur Rede stehenden Verse verfügt: »wahrhaft frei ist der Grund und Boden, wenn er dem freien, dem befreiten Volke gehört, und wahrhaft frei ist das Volk, wenn ihm der Grund und Boden gehört.« Und weiter (nun in einem so grauenhaften Deutsch, daß seine Sätze sich selber dekuvirieren): »Wechselbeziehungen in der objektiven Entwicklung gesellschaftlicher Prozesse sind philosophisch tief erfaßt und künstlerisch meisterhaft in knapper Form zusammengezogen. Die Verantwortung des Schriftstellers vor seiner Zeit wurde energisch wahrgenommen und doch zugleich auch auf zukünftige Epochen ausgerichtet (...), weil er die Sozialstruktur einer künftigen Gesellschaft deutlich genug als die einer nicht mehr bürgerlichen konturiert. Dies ist der Punkt, an dem Goethe als Künstler den ideologiegeschichtlich weitesten Vorstoß seines Lebens unternimmt.«

Das ist für lange Jahre zum Staatsdogma erhoben worden durch eine Rede, welche der Staatsratsvorsitzende Ulbricht 1962 unter dem Titel ›An die ganze deutsche Nation!‹ dem ›Nationalrat der Nationalen Front‹ vortrug. Fausts Worte von *freiem Grund* und *freiem Volke* wurden da als ein visionärer Vorschein der stalinistischen Bodenreform und »Bauernbefreiung« ausgegeben. Ein entsprechend befreiter künftiger gesamtdeutscher ›Arbeiter-und-Bauern-Staat‹ wurde da als »der dritte Teil des ›Faust‹« angekündigt (den Goethe noch nicht hätte schreiben können, »weil die Zeit dafür noch nicht reif war« – den er aber genialisch vorausgeahnt und eingefordert habe). Die »antinationalen und reaktionären Kräfte in der westdeutschen Bundesrepublik« hingegen hat Ulbricht damals – entsprechend dem großen verpestenden Sumpf, den der greise Faust noch trockenlegen möchte – als einen »Sumpf kapitalistischer Ausbeutung« bezeichnet, als einen »Herd der Kriegs- und Revanchepolitik«, welcher »die Atmosphäre verpestet« und also »beseitigt« werden müsse.

Eben das sollte die Inschrift besagen, die damals am südlichen Eingangsgebäude der ehemaligen Stalinallee angebracht wurde. Eine photographische Abbildung liegt Ihnen vor (hier Seite 90). Da erscheinen unsere beiden Verse nun isoliert von allem Kontext, und das Pathossignal eines Ausrufzeichens ist ihnen hinzugegeben (bei dem man fast an den übergroßen Zeigefinger Johannes des Täufers denken könnte, der auf dem Isenheimer Altarbild zum Gekreuzigten weist):

SOLCH • EIN • GEWIMMEL • MÖCHT
ICH • SEHN, • AUF • FREIEM • GRUND
MIT • FREIEM • VOLKE • STEHN!

Was die im authentischen Wortlaut wiedergegebenen Verse gleichwohl als Fälschung entlarvt, ist der szenische Zusammenhang, der bedeutungsregulierende Kontext, in den der Dichter sie gestellt hatte. Dabei bleibt unstrittig wahr, daß Fausts letzte Rede visionäre Züge trägt. *Im Vorgefühl* hat er gesprochen, vorausschauend auf *ein paradiesisch Land*. Goethe hat diesen Sterbenden dem biblischen Modell des Mose nachgebildet, den der Herr aus der Ferne das gelobte Land schauen ließ, das Land der Verheißung, in dem Milch und Honig fließen: »Du hast es mit deinen Augen gesehen, aber du sollst nicht hinübergehen. So starb Mose, der Knecht des Herrn« (Dtn 34, 4f.). Die ungebrochene Tätigkeitskraft des strebend-irrenden Faust, sein unbeugsamer, ja hybrider Selbstbehauptungswille (*Es kann die Spur von meinen Erdetagen / Nicht in Aeonen untergehn*) geht bis ans Ende doch gegen das, was Mephisto preist: ein *reines Nichts* und *das Ewig-Leere*, gegen das Chaos, welches die Schöpfung wieder zu verschlingen droht. Auch das kommt in seinen letzten Versen zu Wort und behauptet sich, buchstäblich bis zum letzten Augenblick. Als utopische Energie. Aber es gehört zu den eigenartigen, großartigen Zügen der Goetheschen Altersdichtung, daß sie so doppeldeutig oder vielschichtig, obenhin so in sich selber widersprüchlich erscheint, wie das Menschenleben und Erdetreiben, welches dieser »ethisch-ästhetische Mathematiker« (wie er selber sich doch nannte) mit seinen poetischen »Formeln« erfaßt.

Denn Fausts letzte Verse bleiben rollengebunden (sind also durchaus nicht als Goethes eigene Worte zu nehmen), und der Autor hat sie mit entschiedenen Vorbehalten umstellt, mit tiefer Ironie, mit Hoffnungslosigkeit umdüstert. Unzweideutig stellt die Szene vor Augen, daß der sterbende Faust hier keineswegs in einem einsamen ›Schlußmonolog‹ zu sich selber spricht und sich bekenntnishaft offenbart. Er adressiert seine Worte. Mephisto, der die *Arbeiter*, die *Knechte* noch bei Nacht aus den Hütten aufjagen und zum *Grabenbau* kommandieren sollte, hat nur die Lemuren in den *großen Vorhof* geholt, läßt sie ein *Grab* ausmessen und schaufeln. Da tritt der alte Mann aus seinem Palast, *tastet an den Türpfosten*, und macht durch diese von der Regieanweisung bezeichnete, wunderbar genau beobachtete Blinden-Geste selber kenntlich, daß er die vor Augen liegende Wirklichkeit gar nicht mehr wahrzunehmen vermag. Wahrhaft verblendet richtet er seinen von keiner Sorge gelähmten tätigkeitsbesessenen Durchhaltewillen am *Geklirr der Spaten* auf und raunt sich die Selbstbestätigung zu, daß hier das Arbeiterheer seiner Kanalbauer ihm *frönet*. Taub für Mephistos *bei Seite* und *halblaut* gesprochene zynische Richtigstellungen, erteilt er diesem *Aufseher* seine herrischen Anweisungen (*Arbeiter schaffe Meng' auf Menge, / Ermuntere durch Genuß und Strenge, / Bezahle, locke, presse bei!*). Und dann die letzte große Kraftanstrengung eines greisenhaft hinfalligen Gewaltherrschers, der noch immer seinem Traum vom *Weltbesitz* anhängt: Eine in mächtige jambisch-fünfhebige Verse gefaßte Rede, zu demagogischem Pathos sich steigernd, von den Stufen des Palastes her an die *Menge* gerichtet, die er zu tätigem *Gemeindrang* begeistern und zum totalen Arbeitseinsatz mobilisieren will – mit Verheißungen, welche die real existierenden Lebensbedingungen als bloßen Übergangszustand erscheinen lassen, visionäre Perspektiven eröffnen, zu neuen Ufern weisen. Und vor ihm steht allein Mephisto mit einer Handvoll schlotternder Lemuren, die nur noch darauf warten, daß er zusammenbricht. – Wenn man diese Sterbeszene und Fausts letzte Rede denn als eine Art Geschichtsprophetie ansehen will, sollte sie uns mittlerweile doch sehr andere politische

Vorgänge vor Augen rufen, als Ulbrichts Inschrift in der Stalinallee behauptet.

In der Tat wird hier wohl so etwas wie ein prognostisches Vermögen der Dichtkunst spürbar. Das meinte der ›Faust‹-Autor selber, als er von den späteren Lesern seines Werkes erklärte, sie würden aufgrund zunehmender eigener, neuer Welt- und Lebenserfahrungen hier »sogar mehr finden, als ich geben konnte«. Insofern ist dieser Zweite Teil der ›Faust‹-Tragödie, dessen Reinschrift in dem an Erinnerungsstätten so reichen Weimar oben am Stadtrand im Archiv gehütet wird, weit mehr als ein Museumsstück. Auch von ihm gilt, was Goethe von der ›Agamemnon‹-Tragödie des Aischylos gesagt hat: »Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft« seien da »so glücklich in eins geschlungen, daß man selber zum Seher wird«, und das sei »doch am Ende der Triumph aller Poesie, im Größten wie im Kleinsten.«

BILDTEIL



Neujahrsempfang des Herrn Bundespräsidenten
im Schloß Bellevue, Berlin
am 9. Januar 1996

Von links:

Frau Christiane Herzog, Bundespräsident Prof. Dr. Roman Herzog,
Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Jahrestagung 1996
Sitzung der Ordensmitglieder
im Palais Schaumburg, Bonn,
am 3. Juni 1996

rechte Seite (v. r. n. l.): Niklaus Wirth, Eberhard Jüngel, Hermann Haken,
Friedrich Hirzebruch, Jacques Tits, Horst Fuhrmann, Hans Georg Zachau
linke Seite (v. l. n. r.): Sir Henry Chadwick, Albrecht Dihle,
Bernard Andreae, Fritz Stern, Gordon A. Craig, Ernst-Joachim Mestmäcker



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 4. Juni 1996

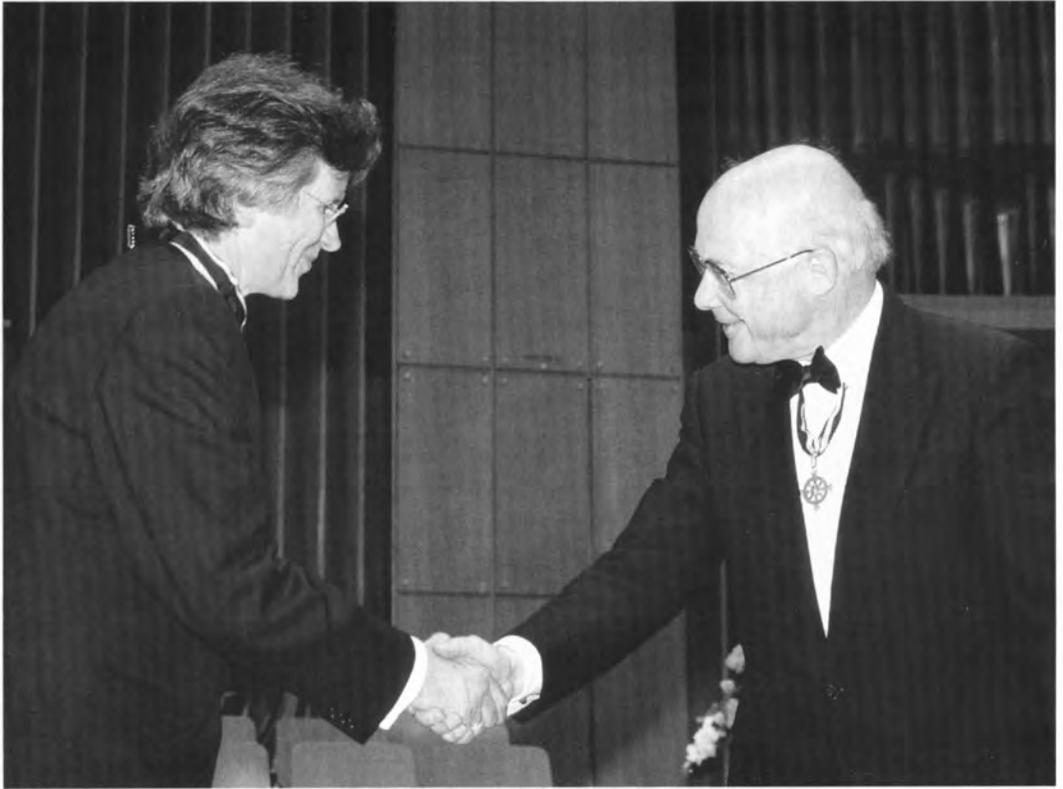
Von links:

Oberbürgermeisterin Bärbel Dieckmann, Ministerin für Wissenschaft
und Forschung des Landes NRW Anke Brunn, Rektor Prof. Max Huber,
Frau Zachau, Parl. Staatssekretär beim Bundesminister des Innern
Dr. Horst Waffenschmidt, Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 4. Juni 1996

Gordon A. Craig während seines Vortrags



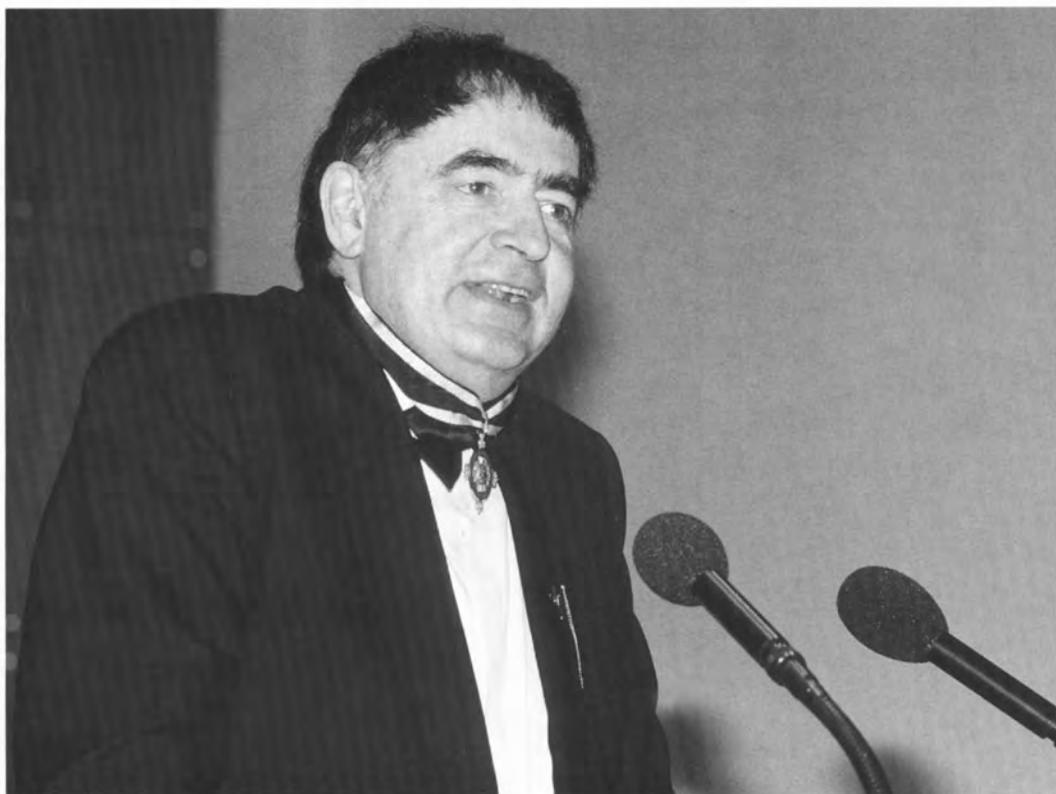
Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 4. Juni 1996

Von links:
Peter Busmann nach Ordensübergabe durch den Ordenskanzler
Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 4. Juni 1996

Übergabe des Ordenszeichens an Erwin Neher durch den Ordenskanzler
Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 4. Juni 1996

Hubertus von Pilgrim bei seinen Dankesworten nach Überreichung des
Ordenszeichens durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 4. Juni 1996

Bert Sakmann (rechts) nach der Ordensüberreichung durch den
Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 4. Juni 1996

Robert M. Solow bei seinen Dankesworten nach der Ordensüberreichung
durch den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 4. Juni 1996

Von links:
Andrzej Szczypiorski mit seinem Laudator Horst Fuhrmann



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 4. Juni 1996

Jacques Tits bei seinen Dankesworten nach der Ordensübergabe durch
den Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Öffentliche Sitzung
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn,
am 4. Juni 1996

Übergabe des Ordenszeichens an Niklaus Wirth durch den Ordenskanzler
Hans Georg Zachau



Interne Tagung in Weimar 1996
Führung im Wittumspalais am 30. 9. 1996

Von rechts:

Bundespräsident Prof. Dr. Roman Herzog, Direktorin der Stiftung
Weimarer Klassik Frau Dr. Müller-Krumbach,
Ordenskanzler Hans Georg Zachau



Gesprächsrunde zum Thema GOETHE
unter Teilnahme des Herrn Bundespräsidenten und der Damen der
Ordensmitglieder
am 30. 9. 1996 im Wittumspalais

1. Reihe v. li.: Ordenskanzler Hans Georg Zachau, Bundespräsident Prof.
Dr. Roman Herzog, Hans-Georg Gadamer, Albrecht Schöne
dahinter v. li.: Robert M. Solow, Karl Dietrich Bracher, Frau Fuhrmann,
Frau Gadamer, Gundalena Frfr. von Weizsäcker, Friedrich Hirzebruch,
C. F. Frhr. von Weizsäcker, Frau Casimir, Hendrik B. G. Casimir
Hintergrund v. li.: Peter von Matt, Gordon A. Craig, Sir Henry Chadwick,
Ludwig Finscher, Lady Chadwick, Thomas Conrad, Erwin Neher



Besichtigung der Goethe-Handschriften im Anschluß an die
Gesprächsrunde
am 30. 9. 1996 im Wittumspalais

Frau Gehring (lesend), *dahinter von li.:* Walter Gehring, Horst Fuhrmann,
Bundespräsident Prof. Dr. Roman Herzog



Ausklang der Gesprächsrunde
am 30. 9. 1996 im Wittumspalais

v. re.: Hans-Georg Gadamer, Albrecht Schöne, Victor F. Weisskopf,
C. F. Frhr. von Weizsäcker

VERZEICHNIS
DER DERZEITIGEN
MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN
UND KÜNSTE

INLÄNDISCHE MITGLIEDER

In der Reihenfolge ihrer Zuwahl

Stand: 31. Dezember 1996

CARL FRIEDRICH FRHR. VON WEIZSÄCKER IN STARNBERG	PHYSIKER UND PHILOSOPH
RUDOLF HILLEBRECHT IN HANNOVER 1971–1985: ERSTER VIZEKANZLER	ARCHITEKT UND STÄDTEPLANER
THEODOR ESCHENBURG IN TÜBINGEN	POLITOLOGE
HANS-GEORG GADAMER IN HEIDELBERG	PHILOSOPH
ROLF GUTBROD IN BERLIN AB 1985: ZWEITER VIZEKANZLER AB 1993: ERSTER VIZEKANZLER	ARCHITEKT
HELMUT COING IN FRANKFURT 1984–1992: KANZLER DES ORDENS	RECHTSGELEHRTER
MANFRED EIGEN IN GÖTTINGEN	CHEMIKER
GYÖRGY LIGETI IN HAMBURG	KOMPONIST
HEINZ MAIER-LEIBNITZ IN MÜNCHEN 1979–1984: KANZLER DES ORDENS	PHYSIKER
HANSJOCHEM AUTRUM IN MÜNCHEN	ZOOLOGE
EMIL SCHUMACHER IN HAGEN	MALER
HANS GEORG ZACHAU IN MÜNCHEN AB 1992: KANZLER DES ORDENS	MOLEKULARBIOLOGE
HERMANN HAKEN IN SINDELFINGEN	PHYSIKER
DIETRICH FISCHER-DIESKAU IN BERLIN	KAMMERSÄNGER
HORST FUHRMANN IN STEINEBACH AB 1992: DRITTER VIZEKANZLER AB 1993: ZWEITER VIZEKANZLER	HISTORIKER
CARLOS KLEIBER IN GRÜNWALD	DIRIGENT
ALBRECHT SCHÖNE IN GÖTTINGEN	GERMANIST

BERNARD ANDREAÈ IN ROM, ITALIEN
HERBERT GIERSCH IN KIEL
FRIEDRICH HIRZEBRUCH IN ST. AUGUSTIN
KARL DIETRICH BRACHER IN BONN

WOLFGANG GEROK IN FREIBURG/BR.
EBERHARD JÜNGEL IN TÜBINGEN
MARTIN WALSER IN ÜBERLINGEN
ROBERT HUBER IN GERMERING
ARIBERT REIMANN IN BERLIN
ALBRECHT DIHLE IN KÖLN
LUDWIG FINSCHER IN WOLFENBÜTTEL
ERNST-JOACHIM MESTMÄCKER IN HAMBURG
PETER BUSMANN IN KÖLN
ERWIN NEHER IN GÖTTINGEN
HUBERTUS VON PILGRIM IN PULLACH

BERT SAKMANN IN HEIDELBERG
PINA BAUSCH IN WUPPERTAL

RUDOLF L. MÖSSBAUER IN GARCHING

ARCHÄOLOGE
NATIONALÖKONOM
MATHEMATIKER
HISTORIKER UND
POLITIKWISSENSCHAFTLER
MEDIZINER
THEOLOGE
SCHRIFTSTELLER
CHEMIKER
KOMPONIST UND PIANIST
ALTPHILOLOGE
MUSIKWISSENSCHAFTLER
RECHTSGELEHRTER
ARCHITEKT
BIOPHYSIKER
BILDHAUER UND
KUPFERSTECHE
MEDIZINER
BALLETTDIREKTORIN UND
CHOREOGRAPHIN
PHYSIKER

Im Jahre 1996 ist gestorben:

MARIA WIMMER

4. JANUAR

AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

In der Reihenfolge ihrer Zuwahl

Stand: 31. Dezember 1996

CHARLES HUGGINS IN CHICAGO, USA	MEDIZINER
ALEXANDER LORD TODD IN CAMBRIDGE, ENGLAND	CHEMIKER
PIERRE BOULEZ IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
KENZO TANGE IN TOKIO, JAPAN	ARCHITEKT
GEORGE F. KENNAN IN PRINCETON, USA	HISTORIKER UND DIPLOMAT
SIR ERNST GOMBRICH IN LONDON, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
VICTOR FRIEDRICH WEISSKOPF IN CAMBRIDGE, USA	PHYSIKER
HENDRIK B. G. CASIMIR IN HEEZE, NIEDERLANDE	PHYSIKER
SIR BERNARD KATZ IN LONDON, ENGLAND	PHYSIOLOGE
ERNST KITZINGER IN OXFORD, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
JEAN GAUDEMET IN PARIS, FRANKREICH	RECHTSHISTORIKER
ELISABETH LEGGE-SCHWARZKOPF IN ZUMIKON, SCHWEIZ	KAMMERSÄNGERIN
HANS BETHE IN ITHACA, USA	PHYSIKER
KAIJI HIGASHIYAMA IN CHIBA-KEN, JAPAN	MALER
EDUARDO CHILLIDA JUANTEGUI IN SAN SEBASTIAN, SPANIEN	BILDHAUER
MAX F. PERUTZ IN CAMBRIDGE, ENGLAND	BIOPHYSIKER
STIG FREDERIK STRÖMHOLM IN UPPSALA, SCHWEDEN	RECHTSGELEHRTER
GORDON A. CRAIG IN STANFORD, CA., USA	HISTORIKER UND SCHRIFTSTELLER

JEAN-MARIE LEHN IN STRASBOURG, FRANKREICH	CHEMIKER
ALFRED BRENDEL IN LONDON, ENGLAND	PIANIST UND MUSIKSCHRIFTSTELLER
ALBERT ESCHENMOSEER IN KÜSNACHT, SCHWEIZ	CHEMIKER
GIORGIO STREHLER IN MAILAND, ITALIEN	REGISSEUR
GERHARD CASPER IN STANFORD, CA., USA	RECHTSGELEHRTER
SIR HENRY CHADWICK IN OXFORD, ENGLAND	KIRCHENHISTORIKER
WALTER GEHRING IN THERWIL, SCHWEIZ	BIOLOGE
FRITZ STERN IN NEW YORK, USA	HISTORIKER
ROBERT M. SOLOW IN CAMBRIDGE, MASS., USA	WIRTSCHAFTSWISSEN- SCHAFTLER
ANDRZEJ SZCZYPIORSKI IN WARSCHAU, POLEN	SCHRIFTSTELLER
JACQUES LÉON TITS IN PARIS, FRANKREICH	MATHEMATIKER
NIKLAUS WIRTH IN ZÜRICH, SCHWEIZ	INFORMATIKER
PETER VON MATT IN DÜBENDORF, SCHWEIZ	GERMANIST

Im Jahre 1996 sind gestorben:

BARTEL LEENDERT VAN DER WAERDEN	12. JANUAR
STEPHAN KUTTNER	12. AUGUST

BILDNACHWEIS

Maria Wimmer: Bundesbildstelle (Anschrift: Postfach 2160, 53105 Bonn)	17
Bartel Leendert van der Waerden: Bundesbildstelle	25
Berlin, südl. Eingangsgebäude in die ehemalige Stalinallee: Foto Bockmann	90
Neujahrsempfang des Herrn Bundespräsidenten 1996 in Berlin:	
Michael von Lingen, Oberer Lindweg 33, 53129 Bonn	105
Jahrestagung in Bonn 1996:	
Sitzung der Ordensmitglieder am 5. 6. 1996 im Palais Schaumburg:	
Bundesbildstelle	106
Öffentliche Sitzung: Bundesbildstelle	107
Gordon A. Craig während seines Vortrags: Bundesbildstelle	108
Peter Busmann nach Ordensüberreichung: Bundesbildstelle	109
Erwin Neher bei Übergabe des Ordenszeichens: Bundesbildstelle	110
Hubertus von Pilgrim bei seinen Dankesworten: Bundesbildstelle	111
Bert Sakmann nach der Ordensüberreichung: Bundesbildstelle	112
Robert M. Solow während seiner Dankesworte: Bundesbildstelle	113
Andrzej Szczypiorski mit seinem Laudator: Bundesbildstelle	114
Jacques Tits bei seinen Dankesworten: Bundesbildstelle	115
Niklaus Wirth bei Übergabe des Ordenszeichens: Bundesbildstelle	116
Interne Tagung in Weimar 1996:	
Führung im Wittumspalais am 30. 9. 1996: Stiftung Weimarer Klassik	117
Gesprächsrunde zum Thema Goethe am 30. 9. 1996: Stiftung Weimarer Klassik	118
Besichtigung der Goethe-Handschriften: Stiftung Weimarer Klassik	119
Ausklang der Gesprächsrunde: Stiftung Weimarer Klassik	120

INHALT

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1996

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers	7
Maria Wimmer: Gedenkwort von Rolf Gutbrod	19
Bartel Leendert van der Waerden: Gedenkworte von Hendrik B. G. Casimir	27
Gordon A. Craig: Vortrag »Gedanken eines Historikers am Ende des Jahrhunderts«	31
Übergabe des Ordenszeichens an Peter Busmann – Laudatio von Rudolf Hillebrecht (verlesen von Albrecht Schöne) . . .	49
Übergabe des Ordenszeichens an Erwin Neher – Laudatio von Manfred Eigen	52
Übergabe des Ordenszeichens an Hubertus von Pilgrim – Laudatio von Bernard Andreae	57
Übergabe des Ordenszeichens an Bert Sakmann – Laudatio von Sir Bernard Katz (verlesen von Hans Georg Zachau) . . .	61
Übergabe des Ordenszeichens an Robert M. Solow – Laudatio von Herbert Giersch	64
Übergabe des Ordenszeichens an Andrzej Szczypiorski – Laudatio von Horst Fuhrmann	69
Übergabe des Ordenszeichens an Jacques Tits – Laudatio von Friedrich Hirzebruch	72
Übergabe des Ordenszeichens an Niklaus Wirth – Laudatio von Hermann Haken	75

Anhang

Aus der Chronik des Ordens 1996	81
1. Zuwahlen	82
2. Tagungsberichte	
Ordenstagung in Bonn	85
Interne Tagung in Weimar	85
3. Bildteil	
Neujahrsempfang des Herrn Bundespräsidenten 1996 im Schloß Bellevue	105
Jahrestagung in Bonn: Sitzung der Ordensmitglieder am 3. 6. 1996 im Palais Schaumburg	106
Öffentliche Sitzung am 4. 6. 1996 in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn	107
Gordon A. Craig während seines Vortrags	108
Peter Busmann nach Ordensübergabe	109
Erwin Neher bei Ordensübergabe	110
Hubertus von Pilgrim	111
Bert Sakmann nach Ordensüberreichung	112
Robert M. Solow bei seinen Dankesworten nach Ordensüberreichung	113
Andrzej Szczypiorski mit seinem Laudator Horst Fuhrmann	114
Jacques Tits bei seinen Dankesworten nach Ordensübergabe	115
Niklaus Wirth bei Ordensübergabe	116
Interne Tagung in Weimar 1996: Führung im Wittumspalais am 30. 9. 1996	117
Gesprächsrunde zum Thema GOETHE im Wittumspalais am 30. 9. 1996	118
Besichtigung der Goethe-Handschriften im Wittumspalais	119
Ausklang der Gesprächsrunde	120
Mitglieder des Ordens (Stand: 31. Dezember 1996)	121
Bildnachweis	127

© 1997 · Lambert Schneider im Bleicher Verlag · Gerlingen
Alle Rechte vorbehalten. Jegliche Vervielfältigung nur mit ausdrücklicher
Genehmigung des Verlages. Printed in Germany. Gesamtherstellung:
Allgäuer Zeitungsverlag, Kempten
ISSN 0473-145 X
ISBN 3-7953-0577-X

